

IV. Zwischen Kulturkritik und Funktionalität: Friedhofsreform und die pragmatische Wende der Weimarer Zeit

1. Anfänge und Entwicklung der Friedhofsreformbewegung

In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg schien die Ästhetik deutscher Friedhöfe Anlaß zum Optimismus zu geben. 1912 konnte der Architekt Emil Högg voller Begeisterung verkünden: "Heute darf der wagemutige junge Stadtbaurat, gestützt von dem Beifall der Stadtväter, aller .. Reißbrett-Unkunst, aller Geometerweisheit und allem nüchternen Schematismus den Krieg erklären und als begeisterter tatkräftiger Vorkämpfer idealer Forderungen einen Friedhof schaffen, der nicht mehr ein Niederschlag des Totengräber-Registers ist, sondern die künstlerische Verklärung der letzten menschliche Dinge, des Todes, der Trauer und der Erinnerung."¹ Hamburg-Ohlsdorf und der Münchener Waldfriedhof erschienen in ihrer Synthese von Natur und Emotion, Technik und Kultur als Höhepunkt bürgerlich-städtischer Friedhofsästhetik.

Aber der Schein trog. Spektakulären Anlagen wie Ohlsdorf stand schließlich noch immer eine große Zahl jener städtischen Friedhöfe gegenüber, deren schachbrettartige Gestaltung eher als ordinäre "Feldmesserarbeit"² denn als ästhetische Leistung eingestuft werden mußte. Um ein Beispiel des frühen 20. Jahrhunderts herauszugreifen: In Hannover zeichneten sich einige Friedhöfe mit ihrer scheinbar endlosen, am rechtwinkligen Wegenetz entlangziehenden Abfolge einzelner Grabstätten und den dahinter liegenden Reihengräberfeldern vor allem durch eine dichte Belegung aus und boten einen offensichtlich langweiligen und trostlosen Eindruck.³ Daß die Kritik nicht auf Fachkreise beschränkt blieb, zeigt folgende Passage aus einem zeitgenössischen Unterhaltungsblatt: "Die meisten Friedhöfe der Städte, vor allem der Großstädte, rufen den Eindruck von Massengräbern hervor. Die geraden Wege, die gleichmäßige Einteilung der einzelnen Begräbnisflächen, der Mangel deckender Baum- und Strauchgruppen ...".⁴

So breitete sich spätestens nach der Jahrhundertwende vermehrt Unbehagen aus.⁵ Es fand seinen gesellschaftlichen Ausdruck in einer Reihe von Initiativen, die zusammenfassend als Friedhofsreformbewegung bezeichnet werden.⁶ Die Aktivitäten dieser Bewegung sollten die Friedhofs- und Grabmalästhetik im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflussen.

Der Unwillen der Reformier entzündete sich aber nicht nur an verwahrlosten Anlagen, sondern auch und vor allem an der Gestaltung der Grabstätten im einzelnen. Zu einem der Hauptdiskussionspunkte wurde die Frage der ästhetischen Qualität jener Hartgesteine, wie Granit, bei deren Bearbeitung die Flächenpolitur der "künstlerischen" Gestaltung vorgezogen wurde.⁷ Es ging um die oft industriell hergestellten, als primitive "Massenware" verachteten polierten und

Platten, um die Glasapplikationen kleiner Sandsteingrotten, deren spiegelnde Oberflächen als effekthascherisch betrachtet wurden.⁸

Zugleich geriet die von geradezu wildwüchsigen Individualismus geprägte bürgerliche Grabmalkultur des Kaiserreiches in die Kritik, jene oben beschriebenen pompös-historistischen Monumente städtischer Oberschichten, die so sehr Macht und Reichtum der hier Bestatteten demonstrieren sollten.⁹ Gebrandmarkt wurden die industriell produzierten Galvanoplastiken ebenso wie andere, einer Grabstätte als unangemessen empfundene Formen wie künstliche Felsen, künstliche Baumrinde und Unter-Glas-Fotos von Verstorbenen.¹⁰

Ins Auge stach den Reformern des weiteren die uneinheitliche, willkürliche Gestaltung von nebeneinander liegenden Grabstätten und -denkmälern. Nicht zuletzt boten die beliebten Einfriedungen Anlaß zur Kritik, also jene meist eisernen Gitter, die eine Grabstätte als privates "Totengärtchen" gegenüber Nachbargräbern und Wegen abgrenzten.¹¹ Sogar individueller Kleinschmuck wurde angegriffen, und so forderte der Verfasser des bereits zitierten Presseartikels, "... die schrecklich gefärbten Strohlumen und die nicht minder häßlichen Wachsblumen, sowie all das künstlich hergestellte Zeug [zu] vermeiden, das uns die Kranzblumenindustrie in den letzten Jahren beschert hat."¹²

Schon bald nach der Jahrhundertwende wurden der Öffentlichkeit Alternativen präsentiert. In München gab es seit 1903 eine Künstlervereinigung für neue Grabdenkmäler. Gleichenorts wurden in den folgenden Jahren Wettbewerbe und Ausstellungen zur Verbesserung der Grabmalkultur durchgeführt.¹³ 1905 organisierte die fünf Jahre zuvor vom Flensburger Augenarzt Wilhelm von Grolmann begründete Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst eine "Ausstellung zur Hebung der Friedhofs- und Grabmalkunst" die von zeitgenössischen Bildhauern beschenkt wurde und mit einem Grabmalwettbewerb verbunden war.¹⁴

Diese Wiesbadener Ausstellung hatte Initialfunktion. Sie wurde später in vielen anderen Städten gezeigt, unter anderem durch Hans Grässel 1907 im Münchener Glaspalast.¹⁵ Über die Wanderausstellung wurde nicht nur in der Fachpresse eifrig berichtet,¹⁶ mit ihr verschafften sich die Reformen auch größere öffentliche Resonanz.¹⁷ In einem Ausstellungsbericht hebt die Zeitschrift "Dekorative Kunst" die gezeigten Werke positiv von den Grabdenkmälern der "... unsinnig gedrängt angelegten Massenfriedhöfe unserer Großstädte ..." ab und schreibt: "Sie alle, Bildhauer und Architekten, sind in einer Richtung erfreulich geeint: sie wollen im Kunstwerk, das an die Toten mahnt, nichts vom prunkenden Stil, nichts von widerlich aufdringlichem Protz, wie es gerade die 'vornehmen' Grabmäler unserer Friedhöfe so lange geschändet hat."¹⁹ Gegen die industriell bearbeiteten Hartgesteine, gegen die serienweise produzierten Galvanos wurden Naturstein und Unikat gesetzt.²⁰

Parallel zur Ausstellung wurde auf Initiative Grolmanns 1905 die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst gegründet.²¹ Zu ihren Aktivitäten zählten die Organisation von Vorträgen, der Versand von Broschüren und die Beteiligung an diversen Ausstellungen.²² Die Gesellschaft für Grabmalkunst verstand sich als der erste Versuch auf diesem Gebiet, eine "systematische Zusammenarbeit von Kunst und Handwerk durch eine feste Organisation" zu erzielen.²³ In Wiesbaden entstand auch ein ständiges Büro für Grabmalkunst, das vor allem der unentgeltlichen Beratung von Interessenten diente. Eine ortsansässige Grabmalfirma legte ein Lager mit Mustersteinen an, deren Auswahl von der Gesellschaft für Grabmalkunst bestimmt wurde.²⁴ In der Folgezeit wurde die Forderung nach einer neuen Friedhofs- und Grabmalkultur vor allem durch weitere Ausstellungen von Mustergrabmälern vertreten, nicht zuletzt auf der berühmten Werkbund-Ausstellung Köln 1914.²⁵ Mit diesem gelegentlich von ausländischen Beobachtern verwundert betrachteten Instrument,²⁶ das gelegentlich sogar die Präsentation kleiner Musterfriedhöfe einschloß, waren die Friedhofsreformer städtebaupolitisch durchaus auf der Höhe ihrer Zeit.²⁷

Wie sahen nun die sepulkralen Alternativen der Reformen im Detail aus? Generell favorisierten sie, zumindest anfangs, handwerklich gestaltete Grabmäler nach individuellen Entwürfen; "alte echte Handwerkskunst" wurde gefordert, um den Siegeszug der Grabsteinindustrie zu bremsen.²⁸ Als Material schlugen die Reformen heimische Gesteinsarten vor - etwa Kalksteine, deren weiches Material dem reformerischen Postulat entgegenkam, das Grabmal handwerklich zu formen statt maschinell zu polieren.²⁹

Daß die industriellen Produzenten so sehr in die Kritik gerieten, deutet schon an, daß sich das Problem nicht auf rein ästhetische Dimensionen reduzieren läßt. Hinter den ästhetischen Postulaten standen nur allzu häufig wirtschaftliche Interessen: Steinmetze wie Bildhauer sahen durch die wachsende Bedeutung industrieller Produzenten ihre berufliche Existenz bedroht. So konnten Bildhauer kaum Interesse an einem harten Material wie Granit haben, daß eher nach maschineller als handwerklich-künstlerischer Bearbeitung verlangte. Sie konnten auch kein Interesse an der weiteren Verbreitung der serienweise gefertigten Galvanos haben. Daher verwundert es nicht, wenn Bildhauer, aber auch handwerkliche arbeitende Steinmetze die Wiederbelebung des Unikats forderten.³⁰ Nicht zufällig pries das Fachorgan der Steinbildhauer und Steinmetze immer wieder die Wiesbadener Wanderausstellung, etwa mit der nicht ganz uneigennütigen Aussage, daß diese "...bekanntlich auf die Kunst der Friedhöfe fördernd und hebend einwirken [will], indem sie den Gegensatz zwischen künstlerischem und fabrikmäßigen Grabschmuck ... zur Darstellung bringt."³¹ Umgekehrt zeigten sich verständlicherweise die Granit- und Hartgesteinwerke sowie die Galvanoproduzenten wie WMF wenig begeistert von den Intentionen der Reformen.³²

Neben der einzelnen Grabstätte bemühten sich die Reformen aber auch, wie die eingangs zitierte Kritik schon zeigte, um neue Ansätze der Friedhofsgestaltung insgesamt. Experten wie der Architekt Stefan Fayans - Verfasser eines 1907 erschienenen Standardwerkes über

Bestattungsanlagen³³ - forderten, das einzelne Grabmal grundsätzlich der Gesamtanlage unterzuordnen,³⁴ forderten Homogenität statt individualistischem Wildwuchs. Dies antizipierte bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Idee vom Friedhof als System funktionaler Einzelelemente, wie sie dann in den 1920er Jahren zum Durchbruch kommen sollte.

Damit aber wurde zugleich der Boden bereitet für einen latenten Konflikt, der die Friedhofs- und Grabmalreform künftig begleitete. Einerseits wurde die Wiederbelebung individuell-"authentischer" Handwerkskunst verfochten. Andererseits gewann das Ziel einer homogenen Gesamtanlage einen derart hohen Stellenwert, daß vom einzelnen Grabmal eine einheitliche, entsprechend angepaßte Formgebung verlangt wurde. Diese aber konnte im Prinzip eher von industriellen Produzenten mit ihrer seriellen Fertigung geboten werden als vom individuell arbeitenden Künstler.

Ein erster bedeutender Schritt, die Vorstellungen der Reformen zu realisieren, wurde mit der Eröffnung des Münchener Waldfriedhofs 1907 vollzogen.³⁵ Dort waren auf Veranlassung von Hans Grässel rigide Vorschriften für Grabstätten erlassen worden. Sie galten für die Aufstellung von Grabmälern ebenso wie für die Bepflanzung und sonstige Gestaltung.

Grässels wichtigste Leitlinie war Homogenität und Integration der Grabmäler in die Umgebung: "Auf den bestimmten Platz sollte jedes Denkmal ja stets hinkomponiert werden, und zwar nicht bloß hinsichtlich der Form, sondern auch hinsichtlich der Wirkung", schrieb der Reformen im Jahr 1910.³⁶ Entsprechend waren die Reglementierungen ausgerichtet. So heißt es in § 3 der "Vorschriften über die Errichtung von Denkmälern und die Behandlung der Grabstätten im Waldfriedhof" (1907): "Nach den vorliegenden Verteilungsplänen dürfen ... in hierfür bestimmten Abschnitten nur Grabdenkmäler aus stehenden Steinen, in einzelnen nur solche aus liegenden Steinen, in anderen nur Grabdenkmäler aus Eisen und in wieder anderen nur solche aus Holz errichtet werden."³⁷ Für die Größe der einzelnen Grabdenkmäler galten strenge Begrenzungen, nur "größere Familiengräber und Familiengräbergruppen" konnten als privilegierte Grabstätten ausgenommen werden, sofern "... dieselben künstlerischen Charakter tragen und wenn durch genügende Umpflanzung die gegenseitige Beeinträchtigung der Nachbardenkmäler verhindert wird."³⁸ Auch ließ Grässel die von den Reformern heftig kritisierten Einfriedungen von Grabstätten verbieten.³⁹ Als Material empfahl er beispielsweise Tuff, körnigen Kalkstein und Muschelkalk, für Kreuze darüber hinaus Schmiedeeisen und Holz.⁴⁰

Auch wenn Grabmalvorschriften im Prinzip schon seit langem bekannt waren,⁴¹ wurde der Waldfriedhof mit seinen umfassenden, rigiden und detaillierten Bestimmungen rasch zum vielzitierten Vorbild im Sinne der Reformen. Die Münchener Vorschriften wurden in einer Zeit allgemeiner gesellschaftlicher Bemühungen um neue ästhetische Ausdrucksformen von vielen anderen Friedhofsverwaltungen übernommen.⁴²

Die Gestaltung des Waldfriedhofes stieß auch deshalb auf so große Resonanz, weil sich in ihr eine Form jener "Heimat"-Sehnsucht manifestierte, die innerhalb der wilhelminischen Gesellschaft als kulturkritische Antwort auf Industrialisierung und Urbanisierung entstanden war.⁴³ Einheimische Materialien sowie Stilformen, die der Volks- und Heimatkunst entlehnt wurden, hatten nicht nur auf Friedhöfen einen Stellenwert gewonnen, deren ästhetischer Aspekt eingebunden war in ihre sozial-identifikatorische Funktion. Dieses romantisch getönte Heimatverständnis spiegelte generell den Zustand von jenen Teilen des wilhelminischen Bürgertums⁴⁴ wider, die im Rückgriff auf Tradition und Kontinuität eine Antwort auf ihre bedrohte soziokulturelle Identität sahen. Ländliche und kleinstädtische architektonische Formen mit ihren regionalen Besonderheiten wurden in einer Zeit rapider Urbanisierung zum vermeintlich authentischen Ideal stilisiert.⁴⁵

Zu den konstitutiven Elementen von Grässels Anschauung zählte neben dem Rückgriff auf Waldlandschaft, "echter" Handwerkskunst und einem großzügig interpretierten Heimat-Verständnis auch die Religion. Deren Symbolik floß vor allem über seine weiter oben bereits diskutierten Bauten ins Friedhofsbild ein, aber auch über seine Grabmalvorstellungen. Letztere wurden von der Anschauung alter jüdischer Friedhöfe mit ihren schlicht-homogenen Grabsteinen ebenso geprägt wie von den Begräbnisplätzen der Herrnhuter.⁴⁶ Aus solchen, religiös motivierten Vorbildern schöpfte Grässel vor allem jene Elemente ab, die man als uniformierend bezeichnen kann. Sie bestimmten sein Bild vom idealen Grabmal.⁴⁷

Nicht zuletzt Grässels Grabmalvorschriften trugen dazu bei, daß im Waldfriedhof der harmonische Entwurf einer "Gegenwelt zur bürgerlichen liberalen Industriegesellschaft" entstand.⁴⁸ Gerade in seiner stimmungsvollen Synthese von Naturromantik und reformorientierter Heimat-Tradition entsprach der Waldfriedhof ebenso dem ästhetischen Bedürfnis nach einer veränderten Formensprache wie der Sehnsucht nach einem emotionalen Refugium.⁴⁹

Diesen Bedürfnissen, die durch die sozialen und wirtschaftlichen Verwerfungen der wilhelminischen Zeit ausgelöst wurden, soll nun detaillierter nachgegangen werden. Die Friedhofsreformbewegung bildete eine ihrer zahlreichen gesellschaftlichen Schnittstellen. Die Vorstellungen eines Hans Grässel und seiner Mitstreiter reihten sich dabei ein in verschiedene einflußreiche Reforminitiativen, deren Anfänge meist aus der Zeit um die Jahrhundertwende datierten und die etliche Lebensbereiche umfaßten. Ihre Spielarten waren vielfältig, das Umfeld weitläufig. Zu den bekanntesten Erscheinungsformen zählt die deutsche Jugendbewegung ("Wandervogel"), die Kunsterziehungsbewegung und die Reformpädagogik, aber auch die Gartenstadt- und die Heimatbewegung.⁵⁰ Organisationen wie der Deutsche Werkbund bemühten sich um "veredelte", dem industriell geprägten Alltag als angemessen betrachtete Ausdrucksformen.⁵¹ Darüber hinaus verkörperten einzelne Persönlichkeiten wie der Architekt und Schriftsteller Paul Schultze-Naumburg in besonderem Maß die schillernde Vielfalt und Mehrdeutigkeit der Reformbewegungen.⁵² Letztere fanden ihre Parallelen in radikal neuen Ansätzen

in Kunst und Literatur - nicht umsonst gilt die Frühzeit des 20. Jahrhunderts als Höhepunkt avantgardistischer Entwicklungen und Laboratorium der Moderne.

Im Hintergrund dieser Tendenzen, so disparat sie im Einzelnen auch immer waren, stand allgemein die Auseinandersetzung mit der als neuartig empfundenen industriell-städtischen Lebenswelt, wie sie sich im Zuge rascher Industrialisierung und Urbanisierung im kaiserlichen Deutschland ausprägte.⁵³ Der unaufhaltsam scheinende Siegeszug industriekapitalistischer Mentalität und die wachsende "Herrschaft der Mechanisierung" (Sigfried Giedion)⁵⁴ wurde bei den einzelnen sozialen Klassen und Schichten auf ganz unterschiedliche Weise als Herausforderung begriffen.

Höchst sensibel reagierten beispielsweise bildungsbürgerlich orientierte Gruppen,⁵⁵ da sich die Transformationsprozesse für ihre normativen Vorstellungen, etwa die Ideale humanistischer Bildung, als besonders heikel erwiesen und ihren traditionellen gesellschaftlichen Geltungsanspruch unterminierten.⁵⁶ So überrascht es nicht, daß gerade bildungsbürgerlich geprägte Kreise auch in den Reformbewegungen eine führende Rolle spielten.⁵⁷ Sie antworteten auf die Herausforderungen einerseits mit Rückzugstendenzen, andererseits mit dem ihnen innewohnenden, vor allem im kulturellen Bereich wirksamen innovatorischen Potential.⁵⁸

Häufig flossen beide Richtungen ineinander: Kulturkritisch-retrospektive, deutschtümelige Elemente mischten sich mit der Forderung nach radikal neuen Ausdrucks- und Lebensformen, Innovationspotential verband sich mit Elementen der Tradition. So fanden sich unter den Reformern ganz unterschiedliche Gruppen mit teilweise widersprüchlichen Interessen und Zielen zusammen. Das führte zu einer anhaltend fragilen Synthese von Traditionalität und Modernität, einer extremen politischen Bandbreite sowie teilweise recht vagen Visionen und Entwürfen künftiger Ästhetik.

Diese Feststellung gilt auch für die Friedhofsreformbewegung. Viele ihrer häufig in kommunalen Diensten stehenden Anhänger waren weit davon entfernt, derart direkt von Hochindustrialisierung und Urbanisierung profitieren zu können wie Industrielle und Bankiers. Dagegen wurden sie in ihrem Beruf mit den Folgen allzu rascher ökonomischer und städtebaulicher Entwicklungen konfrontiert. Die von Hans Grässel auf dem Münchener Waldfriedhof bevorzugte regionale Architektur ist ein ganz charakteristischer Ausdruck dieser Einstellung, die im Heimatgedanken gerade das zu retten und konservieren versuchte, was durch Industrialisierung und Urbanisierung bedroht erschien.

Zwischen den einzelnen Zweigen der Reformbewegungen gab es zum Teil personelle und inhaltliche Verflechtungen. Hans Grässel beispielsweise war Mitglied des Dürer-Bundes⁵⁹ und veröffentlichte eine programmatische Schrift in dessen Publikationsreihe.⁶⁰ Verbindungen der Friedhofsreformer zur Heimatschutzbewegung gab es unter anderem über regionale Bauberatungsstellen.⁶¹

Nicht zuletzt kooperierten die Friedhofsreformer mit dem Deutschen Werkbund.⁶² Diese Organisation, die unter anderem Architekten, Entwerfer sowie Vertreter von Handwerk und Industrie vereinigte, wurde 1907 auf Betreiben des deutschen Architekten und Kunstschriftstellers Hermann Muthesius in München aus dem genannten kulturkritisch-reformerischen Potential heraus begründet⁶³. In der Tradition der britischen Arts & Crafts-(Kunstgewerbe-) Bewegung eines William Morris stehend, bemühte sie sich um ein material- und werkgerechtes, aber auch ästhetisch ansprechendes, "veredeltes" Produktdesign.⁶⁴

Diese Ambitionen bargen ein typisches Dilemma in sich, wie es prinzipiell auch für die Friedhofsreformer galt: Einerseits stellte sich der Deutsche Werkbund in innovativem Geist dem Problem, "... wie die Verkettung zwischen Gestalter und Hersteller, zwischen Kunst und Industrie neu geschmiedet werden könne".⁶⁵ Andererseits entstammte sein Anliegen, die "verlorene sittliche und ästhetische Harmonie der deutschen Kultur zurückzugewinnen", einem im wesentlichen kulturkritisch-konservativem Denken,⁶⁶ das sich mit Jeffrey Herf als "reactionary modernism" beschreiben läßt. Gemeint ist jene kulturelle Verbrämung der Modernisierungsprozesse im Deutschland des frühen 20. Jahrhundert, die unter Rückgriff auf vorindustriell geprägte, teilweise deutschümelnde Versatzstücke der neuen urbanen Lebenswelt ein ästhetisches Kleid verschaffen sollte.⁶⁷

Diese Verbrämungstendenzen gab es auch bei den Friedhofsreformern. Ihr romantischer Rückgriff auf Elemente aus einem vermeintlich heilen, ländlich-heimatlichen Milieu und deren Transformation in einen völlig veränderten gesellschaftlichen Kontext offenbart das politische Dilemma naiven Traditionsbewußtseins. Gesellschaftliche Strukturen werden mit simplifizierten kulturellen Mustern übertüncht, bleiben aber auch insofern unverarbeitet, als die traditionelle Formensprache den Blick auf die unvermeidliche Realität versperrt.

Die Intentionen von Werkbund und Friedhofsreformern liefen beispielsweise zusammen bei der Suche nach einer angemessenen Gestaltung der Friedhöfe für die unzähligen Kriegsgefallenen in der Zeit des Ersten Weltkrieges.⁶⁸ Das Werkbund-Jahrbuch 1916/17 war vollständig dem Thema "Kriegsgräber und -denkmäler" gewidmet⁶⁹, nachdem die Organisation schon 1915 in einer Erklärung ausdrücklich auch Friedhöfe in ihre Arbeit einbezogen hatte.⁷⁰ Bildhauer und Architekten entwarfen in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden Friedhöfe und Grabstätten für Gefallene⁷¹ und konnten dabei auf die Vorstellungen der Friedhofsreformer zurückgreifen.⁷²

Dies wäre vielleicht weniger bemerkenswert, wenn nicht der massenhafte, häufig anonyme Kriegstod zu Begräbnisstätten geführte hätte, deren uniforme Gestaltung sich anschließend und explizit als Muster des funktionalen Friedhofs in der Weimarer Republik erweisen sollte.⁷³ So trug das Massensterben im Krieg, selbst eine Folge des Einsatzes industrieller Technik, auf letztlich

makabre Weise zum Durchbruch einer neuen seriellen Friedhofsästhetik bei und bestätigt damit Modris Eksteins' These der Knotenpunkte zwischen den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und der Kultur der Moderne.⁷⁴

Aber auch schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte es konkretere Forderungen nach einer Typisierung in der Friedhofs- und Grabmalgestaltung gegeben: "... *wir brauchen Typen* [i. Orig. hervorgehoben]", schrieb kurz vor dem Ersten Weltkrieg der Gartenarchitekt Leberecht Migge, der sich auch mit Friedhofsfragen befaßte, in seinem Abgesang auf die traditionelle Gartenkunst.⁷⁵ Nicht zufällig kam es auf der Kölner Werkbund-Tagung von 1914 zu einem grundsätzlichen Konflikt über die Frage, ob Typisierung oder künstlerische Individualität der Vorzug zu geben sei - ein Streit mit wirtschaftlichem Hintergrund, denn es ging auch um die internationale Konkurrenzfähigkeit deutscher Produkte.⁷⁶ Aus den USA kommend, ergriff die zunächst betriebswirtschaftlich orientierte Rationalisierungsbewegung mit ihren Forderungen nach Typisierung und Normierung nach und nach auch Deutschland und wies dabei über den engeren produktionstechnischen Ablauf hinaus.⁷⁷

Insgesamt stellte die Friedhofreformbewegung die Weichen für eine weitgehende Funktionalisierung sepulkraler Formen, wie sie dann im "neuen Friedhof" der Weimarer Republik auf breiter Ebene anvisiert wurde. Friedhofs- und Grabmalgestaltung konnten eingereiht werden in eine kommunalpolitische Rationalität, die Grabstätten als serialisierte Elemente eines funktionalen Gesamtsystems "Friedhof" verstand.

Langfristig bewirkten die Aktivitäten der Reformer also das Gegenteil dessen, was ursprünglich beabsichtigt wurde: Statt der romantisch-identitätsstiftenden Rekonstruktion eines vermeintlich historischen Idealzustandes⁷⁸ entwickelte sich der Friedhof zu einem Objekt technokratischer Städtebauplanung. Ästhetische Traditionen des 19. Jahrhunderts, wie die Krumme Linie, sollten in diesem Konzept eine höchstens marginale Bedeutung erhalten. Die Krumme Linie paßte nicht zur funktionalen Wende, weil sie sich nicht typisieren ließ.

2. "Erst der Techniker, dann der Künstler": Der funktionale Friedhof der zwanziger Jahre

Die Friedhofsreformbewegung mündete 1921 in den Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal e. V.⁷⁹ Dessen Gründung, von Waldo Wenzel vorbereitet, wurde unter anderem forciert von Natursteinlieferanten und vom Steinmetz-Handwerk, und zwar unter direktem Verweis auf ihre wirtschaftliche Notlage.⁸⁰ Insgesamt aber repräsentierten die Gründungsmitglieder ein sehr breites Spektrum an interessierten Organisationen, von rein berufsständischen Verbänden bis hin zu den Kirchen.⁸¹ Die bereits aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bekannten Verflechtungen zwischen den einzelnen Zweigen der Reformbewegung setzten sich fort: Der Werkbund war korporatives Mitglied, und der Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz, Werner Lindner, gehörte zu den aktiven Kräften.⁸² Als eines seiner wichtigsten Ziele verstand der Reichsausschuß die Erarbeitung einer Friedhofsmusterordnung, die für ganz Deutschland als Rechtsgrundlage für die einheitliche Gestaltung der Friedhöfe gelten sollte.

Auch in der Arbeit des Reichsausschusses schlug sich die Vielfalt, ja Widersprüchlichkeit reformerischer Vorstellungen nieder. Der bereits mehrfach geschilderte Konflikt zwischen den unterschiedlichen Interessengruppen, vor allem zwischen Handwerk und Industrie, blieb prägend und war vielfach nicht aufzulösen.⁸³ So sprach sich mit Waldo Wenzel einer der führenden Friedhofsreformer⁸⁴ und Gründungsvorsitzende des Reichsausschusses noch kurz vor dessen Konstituierung gegen eine Schablonisierung der Grabmäler und für heimatbezogene, "innerliche" Formen aus.⁸⁵ Auch die 1922 in München vom Reichsausschuß herausgegebenen Richtlinien für Friedhofs- und Grabmalgestaltung⁸⁶ entsprachen eher handwerklich-bildhauerischen Interessen, wenn sie Naturstein, künstlerisches Unikat und handwerkliche Arbeit favorisierten.⁸⁷

Doch die allgemeine Tendenz schlug im Verlauf der zwanziger Jahre um. So hatte etwa der Verband der deutschen Granitindustrie frühzeitig bei Regierungsstellen interveniert und beim preußischen Innenministerium erreicht, daß die zwischenzeitlich verbannten Hartgesteine nach 1921 auf Friedhöfen wieder zugelassen wurde⁸⁸ (und 1928 veröffentlichte der Reichsausschuß dann Richtlinien für die Bearbeitung von Hartgesteinen). Statt regionaler Vielfalt und handwerklich-künstlerischem Unikat rückte die Typisierung der Grabmäler immer mehr in den Mittelpunkt - als Vorbild wirkten hier, wie gesagt, nicht zuletzt die Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkriegs.⁸⁹ Unter Rückgriff auf die klassizistische Formensprache wurde der Typ der Stele zur allgemein propagierten Grabmalform, die als serielles Basiselement beliebig vervielfältig- und kombinierbar war.⁹⁰ Die schon vor dem Ersten Weltkrieg erhobene Forderung nach Typisierung wurde also zu einem entscheidenden Merkmal der Friedhofsreform in den zwanziger Jahren, und dies kam industrieller Massenproduktion entgegen.

Bezeichnenderweise wandelte sich zugleich die Beurteilung industrieller Herstellungsverfahren durch die Reformer. Im Verlauf der zwanziger Jahre wurde die Industrie mehr und mehr als gleichberechtigter Partner akzeptiert. Im Vorwort eines 1927 vom Reichsausschuß herausgegebenen, programmatischen Sammelbandes⁹¹ wurde die Kritik an industrieller Produktion als einseitig und "töricht" bezeichnet. Man billigte der Grabmalindustrie den Vorteil kostengünstiger Fertigung zu und erkannte, daß dies breiteren Kreisen den Erwerb eines angemessenen Grabmals ermöglichte.

Letztlich plädierte der Reichsausschuß auch offiziell dafür, beide Produktionsweisen nebeneinander existieren zu lassen: "... die mechanische Methode, die in Form von Serien Grabsteine in materiell wie ästhetisch einwandfreier Weise herstellen wird, zu niedrigen Preisen und durch Versand an allen Orten erhältlich; sodann die handwerkliche Methode, bei der der Handwerker einen Einzelwert einmalig herstellt, zum selbstverständlich höheren Preis, durch Form und Ornament an Ort und Landschaft der Entstehung gebunden und nur in diesen Grenzen absetzbar."⁹² Zugleich wurde eine soziale Kategorisierung vorgenommen. Ihr zufolge galt das handwerklich-künstlerische Unikat als angemessenes Grabdenkmal etwa für größere Familiengrabstätten sowie als point de vue an zentralen Plätzen des Friedhofs, während das industriell produzierte Grabmal den Reihengräberfeldern zugeordnet wurde.⁹³

Darüber hinaus wurden Tendenzen perfektioniert, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine Rolle spielten. Das Einzelgrab entwickelte sich in den Entwürfen der Reformer immer mehr zum Teilelement eines "Gesamtorganismus", der aus den homogen und überschaubar gestalteten Gräberfeldern dann gleichsam von selbst erwachsen sollte.⁹⁴ Diesem Ziel entsprach sowohl die Vorgabe, die individuelle Grabbepflanzung insgesamt einzuschränken, als auch die zusätzliche Option, die Bepflanzung der einzelnen Grabstätten dann durch die Friedhofsverwaltungen durchführen zu lassen, um dem Ziel einheitlicher Grabstättengestaltung näher zu kommen.⁹⁵ Individuelle Willkür sollte mithilfe bürokratischer Direktiven eingedämmt werden. "Wir müssen die Prunksucht verbannen ..." hieß es nachdrücklich in einer 1926 bereits in zweiter Auflage veröffentlichten Schrift des Breslauer Gartenbaudirektors Erbe.⁹⁶

Unter diesen Voraussetzungen erschien nun auch der Parkfriedhof ganz grundsätzlich nicht mehr als angemessene Lösung, da er "... eben nur künstlich einen Park vortäuschen wollte, anstatt für die Gegebenheiten der Friedhofstechnik den sachlichen äußeren künstlerischen Ausdruck zu suchen ..." ⁹⁷ Derartige Kritik war auch schon früher geäußert worden. So hatte Hans Grassel am Parkfriedhof bemängelt, daß "Zweck und Erscheinungsform nicht übereinstimmen".⁹⁸ Ein weiterer wichtiger Einwand betraf die Unübersichtlichkeit dieser Anlagen.⁹⁹ Aber auch die Waldfriedhöfe gerieten in die Kritik: Neben ästhetischen, den eben genannten ähnlichen Vorbehalten wurde die zu geringe Belegungsdichte beklagt.¹⁰⁰ Der räumlich großzügigen Park- und Waldästhetik entgegengestellt wurde das Kriterium einer optimalen, das heißt die Fläche höchstmöglich

ausnutzenden Belegungsdichte.¹⁰¹ Ästhetische Prinzipien gerieten zu einer Funktion von Effizienzdenken.

Gestalterisch fanden die Reformer dabei zurück zu geometrischen Formen. Diese entsprachen der geforderten Zweckrationalität, wurden allerdings um wichtige Bausteine aus der bürgerlichen Gestaltungstradition des 19. Jahrhunderts ergänzt - insbesondere um eine reiche Vegetation: Hecken, Büsche und Bäume untergliederten Friedhofsraum und Gräberfelder auch auf den neuen Friedhöfen der zwanziger Jahre.¹⁰² "Grüne Lunge" sollten die Begräbnisplätze sein - schließlich hatten sie sich zu einem bedeutenden städteplanerischen Element entwickelt, das sich einfügte in das Gesamtnetz städtischer Grünflächen.¹⁰³ Allerdings wurden die Anpflanzungen "formgerecht" gestutzt: In einem 1927 erschienenen Handbuch zur Friedhofsgärtnerei ist von geraden Kanten und exaktem Schnitt, von konischen und blockartigen Formen die Rede. Für den korrekten Schnitt werden bis auf den Zentimeter genaue Hinweise geliefert.¹⁰⁴ Immerhin lockerten einzelne kurvenförmige Wegeelemente das Erscheinungsbild der sonst streng sachlich konzipierten Anlagen auf.

Im Prinzip aber wurde die Krumme Linie als Gestaltungstradition in ihrer Funktion abgelöst vom rechten Winkel des zweckrational aufgeteilten Friedhofs. Der Friedhofsraum diente nun nicht mehr als Kulisse zur Entfaltung sepulkraler Pracht, sondern unterwarf das individuelle Grabmal dem Diktat des "Gesamtorganismus".

Bleibt die Frage zu klären, in welchem Umfang diese pragmatische Wende durchgesetzt werden konnte. Abgesehen vom Münchener Waldfriedhof, zeigte der vom Bremer Landschaftsplaner und späteren Gartenbaudirektor Paul Freye konzipierte Osterholzer Friedhof in Bremen frühzeitig Ansätze einer reformorientierten Struktur. Die 1916 fertiggestellte und 1920 erstmals belegte, in einzelne Gräberfelder streng untergliederte Anlage wurde von einer breiten Allee durchzogen. Kanäle, Teiche und Hecken wurden dem Gesamtkonzept angepaßt und dienten der Strukturierung der Fläche.¹⁰⁵ Damit entsprach der Osterholzer Friedhof vor allem der Forderung nach Übersichtlichkeit.

Besonders markant war der Richtungswechsel in den zwanziger Jahren auf dem Erweiterungsteil des Ohlsdorfer Friedhofes in Hamburg zu verfolgen (sogenannter Linne-Teil).¹⁰⁶ Die vom neuen Friedhofsdirektor¹⁰⁷ Otto Linne entworfenen Vergrößerungsflächen erhielten eine im Vergleich zum alten, malerischen Parkteil völlig andere, geometrische Struktur.¹⁰⁸ Zentrale Kriterien waren nun, ähnlich wie in Bremen, Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, räumliche Begrenzung und leichte Auffindbarkeit der Gräberfelder. Die Gesamtfläche wurde in kleine überschaubare, für sich gestaltete "Einzelfriedhöfe" aufgeteilt.¹⁰⁹ Das Grabmal wurde aufgewertet, indem man den traditionell schmucklosen Reihengräbern ein bisher unbekanntes Maß an Aufmerksamkeit widmete

und die einzelnen Steine durch zahlreiche Vorschriften und Bestimmungen in die verschiedenen, systematisch durchkonzipierten Gräberreihen und -felder einfügte.¹¹⁰

Diese Grabmalreform wurde mithilfe von strengen, in unterschiedlichen Ausarbeitungen 1920, 1922 und 1926 vorgelegten Bestimmungen umgesetzt. Eine Reihe von Materialien wurde von vornherein von der Aufstellung ausgeschlossen.¹¹¹ Insgesamt entstand dabei ein neuer Formenkanon, der die Grabmäler typisierte und standardisierte.¹¹² Die Stele wurde jetzt zum bedeutendsten Grabmaltyp, während Grabplastiken (darunter Galvanofiguren¹¹³) und alle monumental-architektonischen Formen, die sich den Reformvorstellungen nur schwer unterordnen ließen, an Bedeutung verloren.¹¹⁴

In der benachbarten, damals noch selbständigen und zu Preußen gehörenden Stadt Altona war es Gartenbaudirektor Ferdinand Tutenberg, der den zentralen städtischen Friedhof als typische Reformanlage gestaltete. 1923 eröffnet, zeichnete er sich durch ein achsenbezogenes, geometrisch orientiertes Wegenetz aus. Hier wurde die Stele von vornherein zum dominierenden Grabmaltyp.¹¹⁵

In Kassel führte die Erweiterung des dortigen Hauptfriedhofs Ende der zwanziger Jahren dank unterschiedlich proportionierter Abteilungen, dank besonders gestalteter Freiflächen und Plätze ebenfalls zu einem klar gegliederten, homogenen Gesamtbild im Sinne der Reformer. Die einzelnen Gräberquartiere erhielten eine Heckenumpflanzung.¹¹⁶ Die im Jahr 1933 erlassenen Gestaltungsrichtlinien sorgten hier für die rechtlichen Voraussetzungen, um schließlich auch auf den freiwerdenden Flächen des alten Teils die Reformvorstellungen zu realisieren.¹¹⁷

Die bisher geschilderte, rein friedhofstechnische Entwicklung, für die sich etliche weitere Beispiele anführen ließen, war eingebunden in umfassende, von großem Konfliktpotential gekennzeichnete Tendenzen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, Städteplanung und Wohnungsbau, Architektur und Design.¹¹⁸ Die Typisierung der Grabsteine wurde von einzelnen Reformern beispielsweise auch als sepulkraler Ausdruck einer Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden: "Es wäre daher wohl zu wünschen, daß im Friedhof der Zukunft mehr und mehr die Klassenunterschiede verschwinden und eine weitgehende Typisierung Platz greift".¹¹⁹

So überzeugend dies als politisch-egalitäres Konzept klingt und so sehr sich tatsächlich die früher extremen Unterschiede zwischen Arm und Reich auf dem Friedhof inzwischen verringert hatten, so vereinfacht erscheint es, die Typisierung mit dem Abbau von Klassenunterschieden gleichzusetzen. Handlungsbestimmend war vielmehr der bereits in der Zeit des Kaiserreiches zu erkennende Versuch, Friedhöfe in ein technokratisch-kommunales Herrschaftskonzept zu integrieren. Dieses hatte innerhalb der Bürokratie mittlerweile eine neue Gruppe von "Sozialingenieuren" heranwachsen lassen und fand seinen Ausdruck in den Prinzipien eines "social engineering", der sozialtechnischen Bürokratisierung und Normierung von Leistungen.¹²⁰ Wenn sich die städtische Selbstverwaltung in den zwanziger Jahren in diese Richtung entwickelte, so konnte sie aufbauen auf

die bereits vorhandene "... Grundlage eines bürokratisierten Systems, das im wesentlichen von professionellen Verwaltungsbeamten und Kommunalpolitikern geleitet wurde".¹²¹ Im Vergleich zu früher waren es dabei nicht mehr allein einzelne soziale Eliten, die die städtische Ordnung bestimmten - nun kam die sich voll entfaltende Eigendynamik eines genuin bürgerlichen Rationalitätsdenkens hinzu.

Im übrigen entspricht das Konzept des "organischen" Friedhofs, daß von den Reformern ja explizit vertreten wurde, nicht unbedingt einer demokratischen Grundeinstellung. Es verweist eher auf eine sozialromantische Gemeinschaftsideologie, wie sie mit ihrem Rückgriff auf vorindustrielle Zeiten sowohl in der frühen Reformbewegung und ihrer Betonung des Handwerklich-Heimatlichen zu finden waren als auch im Bauhütten-Gedanken des frühen 19. Jahrhunderts.¹²² Dieses bemerkenswerte Zusammenspiel von "organischer" Gemeinschaftsideologie¹²³ und städtebautechnischer Rationalität beeinflusste jedenfalls die Friedhofsästhetik in den zwanziger Jahren weit mehr als die Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse nach dem November 1918.

Bezeichnend für das neue, technokratische Verständnis von Friedhofsästhetik ist folgender, vom Dresdner Stadtbaurat Paul Wolf gezogener Vergleich mit den Prinzipien zeitgenössischen Mietwohnungsbaus: "Das Reihengrab ist für den Friedhof ein ähnliches Element, wie das Mietshaus für den Städtebau. Und wie es uns gelingt, für das Mietshaus und für den Mietshausblock neue Formen zu schaffen, so müssen wir auch das Einzelreihengrab auflösen im Gräberfeld und eine große Gesamtform für diese Gräberfelder finden. Diese Gesamtform des Reihengräberfeldes aber wird dann in der Gesamtform des Friedhofs ein wichtiges Moment bilden ..."¹²⁴

Tatsächlich spiegeln die Reformfriedhöfe Tendenzen der zeitgenössischen, rationalistischen Architektur wieder. Auch der Wohnungsbau der zwanziger Jahre neigte dazu, den Menschen als bloßes Teil eines Räderwerks zu betrachten.¹²⁵ Mit hegemonialem Anspruch und unter Vernachlässigung traditioneller Alltagskultur wurde die Privatsphäre architektonisch rationalisiert, von den betroffenen Menschen wurde ein Umlernprozeß erwartet.¹²⁶ Die unter diesen Vorzeichen entworfenen Wohnungen wurden mit Waben verglichen: "... gleichförmig, höchst funktional und miteinander in einer inneren rational erscheinenden Ordnung verbunden."¹²⁷ Wie der "malerische" Parkfriedhof von den Reformern, so wurde auch der "künstlerische" Städtebau des späten 19. Jahrhunderts inzwischen von den Rationalisten als oberflächlich-idyllisch attackiert.¹²⁸

Sei es nun Wohnungsbau oder Friedhof: Die Tendenzen zur Standardisierung war jedenfalls deutlich. Ihr entsprachen auf gesellschaftlicher Ebene die "formierten Massen".¹²⁹ Es war eine Entwicklung, die aus den einzelnen Menschen jene Elemente zu modellieren hoffte, die Siegfried Kracauer in einem zeitgenössischen Essay als "Massenglieder" beschrieb.¹³⁰

Konservative Architekten setzten diesen Tendenzen ihre heimatümelnd-traditionalistische Bauweise entgegen.¹³¹ Die Antimodernisten zeigten teilweise nationalistische, auch offen rassistische Züge und wiesen Verbindungen mit völkischer Ideologie auf.¹³² Zu ihren Protagonisten zählten mit Emil Högg und Paul Schultze-Naumburg zwei Architekten, die sich bereits in der Friedhofsreform- bzw. allgemeinen Reformbewegung der Vorkriegsjahre engagiert hatten. Noch in den zwanziger Jahren pries Schultze-Naumburg, recht illusionistisch, den alten Dorfkirchhof und einfache handwerkliche Grabmäler als Vorbild für die Friedhofsgestaltung.¹³³

Umgekehrt hatte die architektonische Avantgarde den brutalen Kern einer rein rationalistischen Perspektive allzu drastisch offenbart. Die "Faszination der klaren Linie und [der] Vorschein vollkommener Ordnung" beinhaltete durchaus Elemente von Totalität.¹³⁴ Individuelle Freiräume wurden eingeebnet, das einst gefeierte Individuum zum beliebigen Objekt degradiert. Zusammengenommen spiegeln Rationalisierungseuphorie und Zivilisationskritik, die als charakteristische Pole der frühen Moderne¹³⁵ auch in der Friedhofsreformbewegung wiederzufinden waren, denn auch eher komplementäre Bedürfnisse als absolute Gegensätze wider.

Wie der Wohnungsbau, so mußte auch die Friedhofsreform die allgemeinen städtebaulichen Rahmenbedingungen berücksichtigen. Hohe Bodenpreise und der Zwang zur Wirtschaftlichkeit im Bestattungswesen hatten Voraussetzungen geschaffen, denen sich Kommunalpolitiker nicht entziehen konnten. In der Zeit der Weimarer Republik, als sich nach der Erzbergerschen Finanzreform von 1919/20 der Finanzspielraum der Städte verengte, griffen die Kommunen ohnehin vermehrt auf die Einnahmen aus städtischen Regiebetrieben zurück.¹³⁶ So wurde das traditionelle Spektrum gartenästhetischer Elemente schon aus Kostengründen reduziert.¹³⁷ Funktionale Friedhofsbauten erhielten in diesen Zeiten den Vorrang vor "Kulträumen".¹³⁸ Bezeichnend ist auch die, wie wir noch sehen werden, immer bedeutendere Rolle der platzsparenden Aschenbeisetzung.¹³⁹

Resümiert man die genannten Ziele und Einflußfaktoren, so wird deutlich, daß sich die Anlage von Friedhöfen in der Weimarer Republik zunächst als technisches Problem darstellte. Folgerichtig stellt der bereits erwähnte Bremer Gartenbaudirektor Freye apodiktisch fest: "Nur die reine sachliche Entwicklung der Idee aus den gegebenen Verhältnissen heraus kann uns zu künstlerischem Gestalten führen. Erst der Techniker, dann der Künstler."¹⁴⁰ Die garten- und landschaftsarchitektonische Gestaltung wurde eingeschränkt, individuelle ästhetische Vorstellungen dabei soweit als möglich ausgeschaltet, zumindest aber reglementiert und dem Gesamtorganismus "Friedhof" untergeordnet. Dieses vom Leitbild der Rationalisierung geprägte Konzept, das gesamtgesellschaftlich einzureihen ist in ein "sozialtechnologisches Rezept mit umfassendem Geltungsanspruch",¹⁴¹ erwies sich letztlich als Synthese aus reformerischer Ästhetik und kommunalpolitisch-technokratischen Sachzwängen.

Im übrigen stieß der "neue Friedhof" der zwanziger Jahre auch auf erheblichen Widerstand. In erster Linie waren es Handwerker und Bildhauer, die gegen die Standardisierung kämpften. Ein "Ausschuß für Friedhofsfragen" im Hamburger Künstlerrat, der (Garten-) Architekten, Bildhauer und Maler vereinigte, erstellte 1925 ein Gutachten zu den Richtlinien und Bestimmung der Grabmal- und Friedhofsgestaltung in Ohlsdorf.¹⁴² Dort wird, mit hintergründig-berufsspezifischem Interesse, die Aufstellung "fast gleichartiger Grabzeichen" angegriffen und eine individuelle Pointierung der Grabsteine "mit den Mitteln des Materials, der Form und der Farbe" gefordert.¹⁴³ Die neuen Grabmalvorschriften lösten heftige Kontroversen auch um die Person von Friedhofsdirektor Otto Linne aus.¹⁴⁴

Offensichtlich fehlte es in der Bevölkerung an Verständnis für die Reglementierungen, wenn die Reformer selbst eingestanden: "Und die leidige Situation ist dann die, daß der Trauernde sich innerlich verletzt fühlt, wenn von ihm die Erfüllung von Vorschriften im Interesse der Allgemeinheit gefordert wird, deren Sinn er natürlich bislang nicht kannte, die ihn begreiflicherweise im Augenblick der Trauer nicht interessieren können und deren Befolgung als eine Aufgabe persönlicher Rechte erscheint."¹⁴⁵ Die Reformer wußten, daß das Ziel einer weitreichenden Typisierung von Grabmälern ebensowenig sofort zu realisieren sein würde¹⁴⁶ wie sich die Bürger ohne weiteres von der "...traditionell gebildeten Persönlichkeit zum voraussetzungslos rational geformten Massenmenschen ..." ¹⁴⁷ modellieren ließen. In Hamburg jedenfalls konnten die standardisierten Grabmäler erst in den dreißiger Jahren endgültig durchgesetzt werden.¹⁴⁸

Langfristiges Ziel der Friedhofsreformer aber blieb ohnehin eine reichseinheitliche Regelung, die dann nicht mehr lange auf sich warten lassen sollte.

3. Zur Wirkungsgeschichte der Friedhofsreform während der NS-Herrschaft und in der Bundesrepublik

Das Urteil, das der Schriftsteller Franz Werfel Anfang der 1930er Jahre abgab, als er die Friedhöfe als "wohlausgerichtete Zweck-Architekturen der Verwesung" bezeichnete, blieb für die folgenden Jahrzehnte ebenso gültig wie seine sich sogleich anschließende Analyse: "Auch dieser Teil der menschlichen Welt hört auf, geschmacklos und beseelt zu sein. Der Tod wird dem schnurgeraden Mechanisierungsprozeß unterworfen."¹⁴⁹ Was Werfel hier beklagt, ist der standardisierte Reformfriedhof, wie er seit der Zeit der Weimarer Republik entstanden war und seitdem das Erscheinungsbild der städtischen Friedhöfe geprägt hat.

Die Friedhofsreformbewegung erhält gerade durch diese Kontinuität ihre Bedeutung. Es ist eine Kontinuität, die von den zwanziger Jahren über die Zeit der Nazi-Diktatur bis zum Ende des 20. Jahrhunderts reicht, wie die folgende Skizze zur Wirkungsgeschichte zeigen wird.¹⁵⁰ Erst die jüngsten Tendenzen hin zur anonymen Beisetzung lassen erkennen, daß die Frage von Gestaltungsvorschriften für individuelle Grabstätten - wichtigstes Anliegen der Reformer - künftig erheblich an Bedeutung verlieren wird.

Wie beschrieben, strebten die Reformer in den zwanziger Jahren über entsprechende Empfehlungen einheitliche Regelungen für alle Friedhöfe an. Der vom Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal 1922 herausgegebenen Musterordnung folgte sechs Jahre später eine Ergänzung zum umstrittenen Hartgestein ("Die Richtlinien für die Herstellung von Grabmalen aus Hartgestein"). Beide aber blieben letztlich Vorschläge ohne amtlichen Charakter.

Dies änderte sich erst in der Zeit der Nazi-Diktatur. Zwar wurde der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal nach Hitlers Machtübernahme aufgesogen von der Abteilung für Kirchliche Kunst und Friedhofskunst bei der Reichskammer der bildenden Künste.¹⁵¹ Aber die von den Reformern lange geforderten reichsoffiziellen Vorgaben wurden im Januar 1937 verwirklicht und als "Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofs und Musterfriedhofsordnung" im Ministerial-Blatt des Innenministeriums veröffentlicht. Wenn auch kein Gesetzestext, so gab das nationalsozialistische Regime doch immerhin Empfehlungen mit amtlichem Charakter heraus, denen die Vorstellungen der Reformer bis in Details zugrundelagen und die künftig zahlreichen Friedhofsverwaltungen als Vorbild dienten.¹⁵²

Die oben bereits analysierte ideologische Mehrdeutigkeit der Friedhofsreformbewegung machte es den Nazis relativ leicht, deren Vorstellungen zu übernehmen. Gerade jene Textpassagen von 1937, in denen auch nationalsozialistische Ideologie transportiert wird, sind verwandt mit der kulturkritisch-romantisch geprägten Ideenwelt und den organischen Gemeinschaftsvorstellungen der Friedhofsreformer auf. So heißt es etwa: "Es ist überhaupt anzustreben, den Gedanken der Volksgemeinschaft stärker als bisher zum Ausdruck zu bringen."¹⁵³ Und an anderer Stelle: "Es sollte im Interesse der Bewahrung volkstümlichen Wesens die Überlieferung nach Form und Werkstoff weitergepflegt werden."¹⁵⁴

Diese Verbindungslinien treten noch deutlicher hervor in einem Merkblatt, das vier Jahre später als Ergänzung zu den Richtlinien veröffentlicht wurde.¹⁵⁵ Es forderte die Verwendung jener Materialien, die "deutsches Wesen, deutsche Art" repräsentieren und "durch Jahrhunderte dem deutschen Volk auf dem Friedhof vertraut geworden": heimische Natursteine, Holz, Eisen.¹⁵⁶

An diesem Merkblatt von 1941 war der Arbeitsausschuß für Friedhof und Denkmal offiziell beteiligt, der aus der oben erwähnten Abteilung für Kirchliche Kunst und Friedhofskunst

hervorging¹⁵⁷ und ebenfalls bei der Reichskammer der bildenden Künste angesiedelt war. Er repräsentierte ein breites Spektrum interessierter Organisationen und Verbände.¹⁵⁸ Die erste Sitzung des Arbeitsausschusses hatte im August 1938 unter Leitung jenes Waldo Wenzel stattgefunden, der schon Anfang der zwanziger Jahre bei der Gründung des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal die treibende Kraft gewesen war.¹⁵⁹

Programmatisches Ziel dieses Arbeitsausschusses war es, "Friedhof und Grabmal eine Form zu geben, die in würdiger Weise den Gestaltungswillen des neuen Reiches verkörpert".¹⁶⁰ Dabei gingen Waldo Wenzel allerdings die Richtlinien von 1937 noch nicht weit genug. Auf einer Tagung des Arbeitsausschusses im Juli 1939 stellte er nämlich in einem Vortrag fest: "Es ist ja bekannt, daß in der Reichsfriedhofsordnung unter Rücksichtnahme auf die Belange der Wirtschaft nicht alle für den Gestalter an sich selbstverständlichen künstlerischen Forderungen durchgesetzt werden konnten."¹⁶¹

Aber auch ohne weitere Verschärfung blieben die Richtlinien von 1937 nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik bis weit in die sechziger Jahre hinein anerkanntes Vorbild der Friedhofs- und Grabmalgestaltung. Inzwischen war im Jahr 1951 auf Initiative Werner Lindners die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V. (AFD)¹⁶² gegründet worden, die sich als ideelle Nachfolgerin des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal versteht. Aus Reihen der AFD hieß es schon bald, "daß die Musterfriedhofsordnung von 1937 auch heute noch aktuellen Wert hat, weil sie die Grundsätze enthält, die geeignet sind, die Unkultur auf den Friedhöfen zu beheben."¹⁶³ Auch das bekannte Friedhofshandbuch von Otto Valentien bezog sich in den fünfziger und sechziger Jahren weiterhin auf die Vorgabe von 1937, "weil sie heute noch als vorbildlich gelten kann."¹⁶⁴

Immerhin wurden in diesem Handbuch zugleich Vorbehalte gegen allzu strenge Reglementierungen geäußert.¹⁶⁵

Größerer Widerstand allerdings kam aus Reihen der Bevölkerung, zumal die Grabmalvorschriften gerade nach den Erfahrung mit einem autoritären Regime als unnötige Gängelung empfunden wurden. Widerstand kam auch von seiten der Grabmalindustrie. Wie schon in der Frühzeit der Reformbewegung, war er wirtschaftlich motiviert.¹⁶⁶ Es gab Klagen und Musterprozesse. In einem Grundsatzurteil des Bundesverwaltungsgerichtes von 1963 wurde dann zwar den Friedhofsträgern prinzipiell das Recht zugebilligt, Gestaltungsvorschriften zu erlassen, zugleich aber das grundgesetzlich verankerte Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit auch für die Grabstättengestaltung bestätigt.¹⁶⁷

Dieser auf den ersten Blick kaum lösbar erscheinende Widerspruch führte letztlich zu der bis heute bekannten "Zwei-Felder-System". Dabei konnten die Friedhofsverwaltungen ihre Gestaltungsvorschriften beibehalten, wurden aber zugleich gezwungen, mindestens einen Bereich ohne besondere Reglementierungen zu schaffen. Die Richter fanden dem Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit auch dann ausreichend Genüge getan, wenn in Städten nur auf einem

von mehreren Friedhöfen diese Wahlmöglichkeit geboten wurde.¹⁶⁸ So war es vor allem die Rechtsprechung deutscher Gerichte, die in den sechziger Jahren die Ausformulierung grundsätzlich neuer Leitsätze erforderlich machte.

Im Jahr 1966 schließlich einigte sich der Deutsche Städtetag auf eine neue Musterfriedhofssatzung für städtische Friedhöfe (Neufassung 1983), die diese Rahmenbedingungen berücksichtigte.¹⁶⁹ Der Deutsche Städte- und Gemeindebund folgte 1978 mit einer entsprechenden Vorlage für Friedhöfe der kreisangehörigen Gemeinden (Neufassung 1989).¹⁷⁰ Dabei hat das Recht auf individuelle Grabmalgestaltung - gegen die ursprünglichen Intentionen der Friedhofsreformer - inzwischen wieder ein höheres Gewicht erhalten.¹⁷¹

Eine andere, von den Friedhofsreformern eingeleitete Veränderung betraf bekanntlich die ästhetische Struktur der Gesamtanlage. Die in den zwanziger Jahren von den Reformern propagierte funktional-geometrische Gestaltung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg im wesentlichen beibehalten, wobei der Grünanteil wegen seines Freizeitwertes, neuerdings auch wegen der ökologischen Funktion, immer größere Bedeutung gewonnen hat.¹⁷² Das Prinzip der riesigen städtischen Zentralfriedhöfe, wie es im späten 19. Jahrhundert in Mode gekommen war, wurde dabei allmählich, spätestens in den 1960er Jahren endgültig, aufgegeben zugunsten von überschaubaren Bezirksfriedhöfen mit ökonomisch rentablen Größen von höchstens 50-60 Hektar.¹⁷³

Gegen den Widerstand des Friedhofsgewerbes hat sich in der Nachkriegszeit eine deutliche Tendenz zu rasengeprägten Grabstätten herauskristallisiert, die eine mechanisierte und damit rationelle Bearbeitung erlauben.¹⁷⁴ Im pflegeleichten Rasengrün also hat das Paradigma der Funktionalität seine neue ästhetische Ausdrucksform gefunden - eine Entwicklung, die übrigens auch für die ehemalige DDR galt.¹⁷⁵ Als Vorbild wirkten die skandinavischen Rasenfriedhöfe mit ihren weiten grünen Flächen.¹⁷⁶

Diese Tendenzen werden noch radikalisiert durch eine neue Entwicklung, die künftig einen Friedhof ganz ohne Grabmäler denkbar werden und damit den langjährigen Streit um Gestaltungsvorschriften an aktueller Bedeutung verlieren läßt. Gemeint ist der in der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren einsetzende Trend zur anonymen Urnenbeisetzung. Er verhilft nicht nur einstigen Utopien vom kollektiven Grab zu später Realisierung, sondern verschärft zudem die Tendenz zur Funktionalität. Ich werde auf diese Entwicklung im Zusammenhang mit der Geschichte der Feuerbestattung noch zurückkommen,¹⁷⁷ vorab sei nur darauf verwiesen, daß Mitte der 1990er Jahre die anonyme Beisetzung in einzelnen Städten bereits Anteile bis zu 50% erreicht.

Damit sollen die Skizzen zur Wirkungsgeschichte der Friedhofsreformer hier abgeschlossen werden. Die von den Reformern im frühen 20. Jahrhundert eingeleitete Funktionalisierung wurde

über Jahrzehnte hinweg mit erstaunlicher Kontinuität fortgeführt und hat das Erscheinungsbild städtischer Friedhöfe entscheidend geprägt. Die gegenwärtig rasch wachsende Popularität der anonymen Aschenbeisetzung jedoch ist geeignet, die einst so vehement geforderten Gestaltungsvorschriften für Grabmäler bald obsolet werden zu lassen und eine neue Zäsur zu setzen.

Anmerkungen zu Kapitel IV

1 Högg: Friedhofskunst, 1912, S. 6-7. Der Architekt Emil Högg engagierte sich verschiedentlich in Fragen der Friedhofsgestaltung. Im Sommer 1909 veranstaltete er als damaliger Direktor des Bremer Gewerbemuseums eine Musterschau handwerklicher Friedhofskunst auf dem Gelände des historischen Doventorfriedhofs. Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 83. Auf der Allgemeinen

Städtebauausstellung Berlin 1910 hielt er einen Vortrag, der kurz darauf vom Dürerbund, der wichtigsten Organisation der Kunsterziehungsreformbewegung, publiziert wurde. Emil Högg: Park und Friedhof (Dürerbund. 75. Flugschrift zur Ausdruckskultur). München 1911. Högg zählte - wie vor allem auch der Architekt Paul Schultze-Naumburg, von dem später noch zu hören sein wird - nach 1925 zu den Hauptvertretern einer konservativen, ländlich-heimatlich orientierten Gegenbewegung zum Neuen Bauen, deren Argumentation nationalistische, teilweise offen rassistische Züge trug (vor allem bei Schultze-Naumburg) und ihre ideologische Nähe zu völkischen Gruppierungen offenbarte. Barbara Miller Lane: Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945. Braunschweig, Wiesbaden 1986, S. 126-141. Schon Höggs früher Eifer für Park- und Waldfriedhöfe ging mit deutlicher Deutschtümelei einher. Vgl. dazu folgende Passage: "Der Waldfriedhof! so fühlte der Deutsche, das ist die Befreiung von dem grauen lastenden Jammer des modernen Begräbnisortes. Im grünen deutschen Walde die Lieben der Erde zurückzugeben, das eigene Grab beschützt und geschmückt zu wissen unter rauschenden Baumkronen, danach haben wir uns unbewußt wohl immer geseht; ...". Die Einrichtung des Waldfriedhofes München kommentierte er wie folgt: "... da zuckte es wie eine glückliche Erinnerung und zugleich wie eine frohe Hoffnung durch das deutsche Volk." (Für beide Stellen: Högg, Friedhofskunst, 1912, S. 3). -

² Hannig: Friedhof, 1908, S. 4.

³ Richter: Öffentliches Grün, 1969, S. 241; einbezogen ist hier auch das bis 1920 selbständige Linden. Ein weiteres Beispiel für die nüchtern-schachbrettartige Aufteilung bietet der 1893 angelegte Essener Ostfriedhof. Schmidt: Essen, 1993, S. 42-44.

⁴ Krafft: Friedhofsanlagen, 1906, S. 371.

⁵ Schon vor der Jahrhundertwende hatte es vereinzelt Gegenentwürfe zur herrschenden Grabmalkultur gegeben (so von Hermann Obrist und Fritz Schumacher). Bergeijk: Necropolis, 1983, S. 81.

⁶ Eine Monographie zur Friedhofsreformbewegung ist ein Forschungsdesiderat - daher werden hier verstreute, häufig an versteckter Stelle liegende Detailaussagen zusammengetragen. Zusammenhängend berichtet Buschmann: Wiesbaden, 1991, über die Anfänge der Reformbewegung (siehe dazu im folgenden die Einzelanmerkungen). Zur Friedhofsreform in der Weimarer Zeit (Kapitel III.2.) siehe knapp und allgemein Hans-Kurt Boehlke: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal und die Friedhofsreform. In: Friedhof und Denkmal 36, 1991, Nr. 6, S. 83-90; zeitgenössisch Waldo Wenzel: Der Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal. In: Stephan Hirzel (Hg.): Grab und Friedhof der Gegenwart. Hg. im Auftrag des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal, München 1927, S. 116-118. Gerold Eppler geht in seiner Studie über Grabmale immer wieder auf die Reformbewegung ein; Gerold Eppler: Grabmale aus kunstpädagogischer Sicht. Steinerner Grabmale nach dem 1. Weltkrieg und in der Bundesrepublik Deutschland. Maschinenschriftl. Examensarbeit. Frankfurt/M. 1992. Eine zusammenfassende, hervorragend informierte und gut gebildete Lokalstudie bietet Helmut Schoenfeld: Friedhofsreform in Hamburg - Das Beispiel Ohlsdorfer Friedhof. In: Barbara Happe/Barbara Leisner/Norbert Fischer/Helmut Schoenfeld: Vom Gottesacker zum Reformfriedhof. Beiträge zur Geschichte der Friedhöfe in Deutschland. Hamburg 1994, S. 49-62. - Für Anregungen und Kritik zu diesem Komplex möchte ich an dieser Stelle Gerold Eppler (Zentralinstitut/Museum für Sepulkralkultur, Kassel) danken.

⁷ Eppler: Grabmale, 1992, S. 42-44.

⁸ So eine Auflistung von Grabmälern der "einfachen Leute" für die Zeit der Jahrhundertwende für Mannheim bei Keller: Architektur, 1986, S. 183.

⁹ Siehe Kapitel III.2.

¹⁰ Zu letzteren siehe Friedhofkunst, 1915, S. 85.

¹¹ Beispielsweise wurde 1912 Kritik an derartigen "Totengärtchen" auf dem Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof geübt, der - 1880 für Bestattungen geschlossen - um die Jahrhundertwende noch immer rund 70 von ihnen beherbergte. Karl Klöpping: Historische Friedhöfe Alt-Stuttgarts. Sankt Jakobus bis Hoppenlau. Ein Beitrag zur Stadtgeschichte mit Wegweiser zu den Grabstätten des Hoppenlaufriedhofs. Stuttgart 1991, S. 159.

¹² Krafft: Friedhofsanlagen, 1906, S. 372.

¹³ Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 1. Die Wettbewerbe "zur Erlangung von guten Grabmalentwürfen" wurden 1904 veranstaltet von der Gesellschaft für christliche Kunst sowie vom Bayerischen Kunstgewerbeverein. Ebd.

¹⁴ Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 139-140. Dazu auch Meinhold Lurz: Der Mannheimer Hauptfriedhof: Grabmalgestaltung zwischen 1890 und 1940. In: Mannheimer Hefte 1986, Heft 1, S. 29-41.

¹⁵ Röttgen: Südlicher Friedhof, 1984, S. 299.

¹⁶ So wies die Zeitschrift "Der deutsche Steinbildhauer, Steinmetz und Steinbruchbesitzer" ständig mit kürzeren Notizen, aber auch längeren Berichten auf die Wanderausstellung hin; siehe dazu beispielsweise folgende Ausgaben: Jahrgang 21, 1905, Nr. 25, S. 186; 22, 1906, Nr. 2, S. 14; Nr. 26, S. 208; Nr. 37, S. 296; Nr. 44, S. 352; 23, 1907, Nr. 11, S. 85; Nr. 17, S. 134.

¹⁷ Ebenfalls 1905 wurden in München "künstlerisch gehobene" Grabmäler in den Rahmen einer Gewerbeschau einbezogen. Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 102, und Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 1.

¹⁸ Dekorative Kunst 9, 5. Februar 1906, S. 185.

¹⁹ Dekorative Kunst, 1906, S. 186.

²⁰ Lurz: Mannheim, 1986, S. 35.

²¹ Wilhelm von Grolmann: Die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst. In: Stadtbaukunst, 1924, Heft 1, S. 9-14.

²² Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 13-14; Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 141-142.

²³ Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 9.

²⁴ Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 141.

²⁵ Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 13-14. Über diese und andere Grabmalausstellungen wurde immer wieder in der Presse berichtet. So resümierte die "Deutsche Techniker-Zeitung" am 23. Februar 1907 eine entsprechende Schau in Dresden wie folgt: "Jedenfalls gewinnt man auch hier den Eindruck, daß man mit natürlichen Mitteln am weitesten kommt, mit gekünstelten und allzu-pompösen Stücken kann man wohl Augenblickserfolge erzielen, niemals aber dauernd fesseln." (Deutsche Techniker-Zeitung 24, 1907, Heft 8, 23.2.1907, S. 85-87, hier S. 87.) 1908 fanden Friedhofsausstellungen in München, Darmstadt, Berlin und Salzburg statt. Grässel: Friedhofsanlagen, S. 2. Im Jahr 1911 fand in Stettin eine vom Dürer-Bund veranstaltete Ausstellung zur Friedhofkunst statt. Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 142. Auf dem Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof wurde kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Ausstellung eröffnet, die unter Mitwirkung des Bundes für Heimatschutz und der Beratungsstelle für das Baugewerbe zustande kam und mit "vorzüglichen Beispielen" die Friedhofs- und

Grabmalgestaltung fördern sollte. Siehe Klöpping: Alt-Stuttgart, 1991, S. 158.

²⁶ Ein zeitgenössischer ausländischer Beobachter beschreibt mit verwundertem Blick eine solche "Ausstellung für Leichenbestattungen" und kommt zu dem Schluß: "Eine Ausstellung dieser Art ist meiner Ansicht nach nur in Deutschland möglich. ... Aber mehr als der konsequente, praktische Sinn der Organisatoren, mehr als die Wißbegier und der aufs Reale gerichtete Verstand der Besucher, beweist diese Ausstellung von neuem, wie gering die Erregbarkeit der Deutschen ist. Ein derartiges Schauspiel greift ihre robusten Nerven in keiner Weise an, ihre Sensibilität scheint von dieser Mahnung an vergangenes und an künftiges Leid nicht berührt zu werden." Jules Huret: Berlin um Neunzehnhundert. München 1909 (Nachdruck Berlin 1979), S. 133-139, Zitat S. 138.

²⁷ Zur Lösung städtebaulicher Fragen wurde in Preußen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zum Mittel des Erfahrungsaustausches durch Fachzeitschriften und -literatur ebenso gegriffen wie zu Wettbewerben und Städtebauausstellungen sowie Besichtigungen vorbildlicher Anlagen. Matzerath: Urbanisierung, S. 295. Damit wurden zugleich die bisherigen Werbemittel, vor allem Entwurfsmappen und Verkaufskataloge, qualitativ erweitert. Bisher "... standen den Steinbildhauern und dem interessierten Publikum eine Vielzahl von Kunstmappen oder ähnlichen Editionen von Grabmalentwürfen wie von ausgeführten Grabdenkmälern und -steinen oder Verkaufskatalogen von Skulpturen zur Verfügung. Aber nunmehr konnte sich erstmals die Öffentlichkeit einen umfassenden und im großen Maßstab angelegten Überblick der modernen Grabmalkunst verschaffen, der eine wünschenswerte und zu fördernde Entwicklung aufzeichnete." (Buschmann: Nordfriedhof, 1991, S. 140-141).

²⁸ Friedhofkunst. Hg. von der Rheinischen Bauberatungsstelle in Düsseldorf. Berlin 1916, S. 82. Als beispielhaft werden die Grabmalvorschriften für die städtischen Friedhöfe von Essen abgedruckt, in denen es unter anderem bemerkenswert polemisch heißt: "Das Erhaschen auffallender Wirkungen durch Formen, Farben oder protzige Schriften ist zu vermeiden. Schablonenhaft hergestellte Fabrikware ist verboten." Friedhofkunst, 1916, S. 87.

²⁹ Eppler: Grabmale, 1992, S. 43-45.

³⁰ Lurz: Mannheim, 1986, S. 34.

³¹ Steinbildhauer 22, 1906, Nr. 37, S. 296.

³² Lurz: Mannheim, 1986, S. 37.

³³ Fayans: Bestattungsanlagen, 1907.

³⁴ Stefan Fayans: Kunst und Architektur im Dienste des Totenkults. In: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines 60, 1908, Nr. 37, S. 593-617, hier S. 597-598.

³⁵ Ausführlich wurde der Waldfriedhof bereits beschrieben in Kapitel II.2.

³⁶ Grässel: Friedhofanlagen, 1910, S. 4.

³⁷ Zitiert nach Ludwig F. Fuchs: Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof. München 1914 (o. Pag.).

³⁸ So § 4 der Vorschriften von 1907; nach Fuchs: Grabdenkmäler, 1914, o. Pag.

³⁹ § 6 der Vorschriften von 1907; nach Fuchs: Grabdenkmäler, 1914, o. Pag.

⁴⁰ Grässel: Friedhofanlagen, 1910, S. 25.

⁴¹ Grässel selbst hatte zuvor auf dem Münchener Ostfriedhof durch Normierung von Grabmälern und einheitliche Pflege bei unentgeltlichen Reihengräbern auf einen ästhetisch homogenen Eindruck gezielt. Pinnau: Friedhofsanlagen, 1984, S. 198. Wie

oben beschrieben, gab es auch schon seit der Zeit um 1800 Vorschriften für Grabmäler, die aber nicht von Dauer blieben. Auch der Ohlsdorfer Friedhof kannte seit den 1880er Jahren Grabmalvorschriften.

⁴² Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 103. Als Beispiele führt Melchert unter anderem Linden bei Hannover, Frnakfurt/M., Stettin, Essen und Schöneberg bei Berlin an. Zugleich kritisiert Melchert aus der Sicht Ende der zwanziger Jahre, daß die Münchener Bestimmungen vorbehaltlos übernommen wurden, ohne auf regionale oder lokale Besonderheiten zu achten. Ebd.

⁴³ Den Begriff "Heimatschutz" führte Ernst Rudorff 1897 in den öffentlichen Sprachgebrauch ein. Dazu und zur Bedeutung Rudorffs für den Heimatschutz siehe Andreas Knaut: Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 20-49 (zum Begriff siehe S. 25).

⁴⁴ Wie Claudia Huerkamp feststellt, sahen gerade die sich professionalisierenden Ärzte, die ja wie Hygieniker auf das Bestattungswesen Einfluß ausübten, ihre im Zuge der Professionalisierung eigentlich gefestigte soziale Identität innerhalb des neuhumanistisch orientierten Bildungsbürgertums bedroht, da auch ihr Beruf der Spezialisierung und Funktionalisierung unterlag. Sie setzten sich beispielsweise vehement gegen eine Zulassung von Realschulabsolventen zum Medizinstudium ein, um die Ebenbürtigkeit ihres akademischen Abschlusses mit klassischen bildungsbürgerlichen Laufbahnen nicht zu gefährden. Claudia Huerkamp: Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums: Wandel in Lage und Selbstverständnis vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Kaiserreich. In: Conze/Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum I, 1985, S. 358-387, hier S. 384-385. Zur Professionalisierung des Arztberufes siehe auch dies.: Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußens. Göttingen 1985.

⁴⁵ Birgitta Ringbeck: Architektur und Städtebau unter dem Einfluß der Heimatschutzbewegung. In: Klueting (Hg.): Antimodernismus, 1991, S. 216-287, hier S. 283.

⁴⁶ Krieg: Ordnung, 1990, S. 198-206. Grässel wurde 1906 auch die Ausgestaltung des neuen Israelitischen Friedhofs in München übertragen. Ebd., S. 166-171. Zu Herrnhut siehe Kap. I.3.

⁴⁷ Siehe auch Krieg: Ordnung, 1990, S. 204.

⁴⁸ Krieg: Ordnung, 1990, S. 219. Zur Erläuterung der einzelnen Elementen Religion, Handwerk und Heimat siehe allgemein dort S. 197-219.

⁴⁹ Allgemein zu diesem Komplex siehe Peter Ulrich Hein: Die Brücke ins Geisterreich. Künstlerische Avantgarde zwischen Kulturkritik und Faschismus. Reinbek 1992, S. 68 und 82.

⁵⁰ Für einen ersten Überblick Corona Hepp: Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende. München 1992 (2. Aufl.). Zu den Hauptrichtungen der Lebensreformbewegung und ihrem Hintergrund siehe Wolfgang R. Krabbe: Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode. Göttingen 1974; zum Hintergrund des weiteren Bergmann: Agrarromantik, 1970; zur Lebensreform knapp Frecot: Lebensreformbewegung, 1976. Zu Einzelbereichen beispielsweise Jürgen Oelkers: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim, München 1989; Gerhard Kratzsch: Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der

Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus. Göttingen 1969; ders.: "Der Kunstwart" und die bürgerlich-soziale Bewegung. In: Ekkehard Mai/Stephan Waetzoldt/Gerd Wolandt (Hg.): Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin 1983, S. 371-396; Peter Ulrich Hein: Transformation der Kunst. Ziele und Wirkungen der deutschen Kultur- und Kunsterziehungsbewegung. Köln, Wien 1991; Ulrich Linse (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933. München 1983; Kristiana Hartmann: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München 1976; Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler (Hg.): "Mit uns zieht die neue Zeit". Der Mythos Jugend. Frankfurt/M. 1985; Walter Rüegg (Hg.): Kulturkritik und Jugendkult. Frankfurt/M. 1974; Gerhard Ziemer/Hans Wolf: Wandervogel und Freideutsche Jugend. Bad Godesberg 1961 (Innensicht, mit zahlreichen Dokumenten); soziologisch Ulrich Aufmuth: Die deutsche Wandervogelbewegung unter soziologischem Aspekt. Göttingen 1979; Otto Neuloh/Wilhelm Zilius: Die Wandervögel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der frühen deutschen Jugendbewegung. Göttingen 1982. Immer noch aufschlußreich in den für das Thema entsprechenden Passagen zur konservativen Kulturkritik Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. München, Bern 1963 (Neuausgabe München 1986).

⁵¹ Zum Werkbund siehe Joan Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934. München 1989.

⁵² Paul Schultze-Naumburgs Einstellung war mit seinen an Bodenständigkeit und Heimatschutz orientierten, nach neuen Formen suchenden Vorstellungen durch eine Synthese von modernen und reaktionären Elementen gekennzeichnet. Barbara Miller-Lane: Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945. Braunschweig, Wiesbaden 1986, S. 134.

⁵³ Wehler: Gesellschaftsgeschichte III, 1995, S. 510-543.

⁵⁴ Sigfried Giedion: Die Herrschaft der Mechanisierung. Frankfurt/M. 1987.

⁵⁵ M. Rainer Lepsius beschreibt Bildungsbürgertum im Anschluß an Max Weber als "ständische Vergesellschaftung von heterogenen, strukturell beschreibbaren Teilen des Bürgertums. Diese Vergesellschaftung beruht auf dem Prestige des von ihm präbendierten Bildungswissens, auf das hin eine planmäßige Erziehung und eine spezifische Lebensführung ausgerichtet werden." M. Rainer Lepsius: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum III, 1992, S. 9-18, hier S. 13. Begriffsgeschichtlich siehe Engelhardt: Bildungsbürgertum, 1986, sowie Bollenbeck: Bildung, 1994.

⁵⁶ Lepsius: Vergesellschaftung, 1992, S. 15.

⁵⁷ Als Beispiele für eine Analyse des sozialen Hintergrund siehe Kratzsch: Bürgerlich-soziale Bewegung, 1983.

⁵⁸ Dazu Klaus Vondung: Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit. In: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum, 1976, S. 20-33, hier S. 23-24. Zur Spannung zwischen Gesellschaft und individueller Biographie siehe die aufschlußreichen biographischen Untersuchungen bei Doerry: Übergangsmenschen, 1986.

⁵⁹ Der Dürer-Bund war eine zentrale Vereinigung der Kunsterziehungsbewegung; siehe Kratzsch: Kunstwart, 1969. - Allerdings geht Nina A. Krieg davon aus, daß Grässel nicht mit allen Zielen der Organisation übereinstimmte. Krieg: Ordnung, 1990, S. 213-214.

⁶⁰ Grässel: Friedhofanlagen, 1910.

⁶¹ Für Westfalen Ringbeck: Architektur, 1991, S. 266 (Anmerkung 110). Der Deutsche Bund Heimatschutz wurde denn auch 1921 korporatives Gründungsmitglied des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal e.V. (siehe IV.2.).

⁶² Auch Wilhelm von Grolmann beispielsweise arbeitete im Deutschen Werkbund mit. Grolmann: Grabmalkunst, 1924, S. 9.

⁶³ Neben Muthesius gelten Friedrich Naumann und Henry van de Velde als Gründerväter des Werkbundes. Erster Vorsitzender wurde der Architekt Theodor Fischer. Zur Gründungsgeschichte siehe Campbell: Werkbund, 1989, S. 14-42. Zum Werkbund siehe auch Sebastian Müller: Kunst und Industrie. Ideologie und Organisation des Funktionalismus in der Architektur. München 1974.

⁶⁴ Zu den dem Werkbund verwandten bzw. vorgängigen Organisationen zählten mit dem von Ferdinand Avenarius gegründeten Dürerbund, dem Bund Heimatschutz mit Paul Schultze-Naumburg als Gründungsvorsitzenden und der von Alfred Lichtwark vorangetriebenen Kunsterziehungsreform weitere Elemente aus dem kulturkritisch-reformerischen Potential. Campbell: Werkbund, 1989, S. 33-34. Allgemein zählt die Kunstgewerbebewegung zum Vorfeld des Werkbundes; siehe dazu: Packeis und Preßglas. Von der Kunstgewerbebewegung zum Deutschen Werkbund. Hg. vom Werkbund-Archiv. Gießen 1987 (mit zahlreichen historischen Dokumenten).

⁶⁵ Campbell: Werkbund, 1989, S. 14.

⁶⁶ Campbell: Werkbund, 1989, S. 16.

⁶⁷ Siehe dazu Jeffrey Herf: Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich. Cambridge u.a. 1984, S. 224. Herf zufolge mündete die Vorstellungswelt des "reactionary modernism" in die Ideologie der Nazis.

⁶⁸ Im Frühjahr 1916 beschlossen unter anderem der Deutsche Werkbund und der Deutsche Bund Heimatschutz, Entwürfe für Kriegsgräber zu veröffentlichen. Hans-Kurt Boehlke: Werner Lindner - Ein Leben für Heimatschutz und Friedhofsreform. In: Rotenburger Schriften 72/73, 1990, S. 93-113, hier S. 113, Anmerkung 19.

⁶⁹ Joan Campbell: Werkbund, 1989, S. 111. Ein Jahrbuch gleichen Inhalts veröffentlichte dann 1917 der Deutsche Bund Heimatschutz. Boehlke: Lindner, 1990, S. 113, Anmerkung 19. Im übrigen beschäftigte sich auch die von Ferdinand Avenarius, dem Begründer des Dürerbundes, geleitete und Mitarbeiter wie Paul Schultze-Naumburg beschäftigende Zeitschrift "Kunstwart und Kulturwart" (bis 1912 sowie 1915-1919: "Der Kunstwart") mit der Gestaltung von "Feldgrabkreuzen". Siehe: Kunstwart und Kulturwart 1915. Erstes Märzheft, hier Bildteil nach S. 196. Im selben Heft finden sich auch gewerbliche Anzeigen zur Grabmalkunst, etwa von der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. - Zum Umgang mit dem Kriegstod im und nach dem Ersten Weltkrieg siehe George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenslosen Sterben. Stuttgart 1993 (zu Soldatenfriedhöfen vor allem das Kapitel: "Der Gefallenenkult" S. 89-133)

⁷⁰ Joan Campbell: Werkbund, 1989, S. 111.

⁷¹ Eppler: Grabmale, 1992, S. 38.

⁷² Eppler: Grabmale, 1992, S. 45-46.

⁷³ Stephan Hirzel: Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Friedhof, 1927, S. VII-XII, hier S. XI.

⁷⁴ Modris Eksteins: Rites of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age. Toronto 1989 (dt.: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek 1990). Nicht zufällig benutzt Eksteins in seiner Einleitung auch Friedhöfe als Metapher,

um sein Vorhaben zu erläutern: "This is a book about death and destruction. It is a discourse on graveyards. As such it is also, however, a book about 'becoming'". Eksteins: Rites of Spring, 1989, S. XIII.

⁷⁵ So der programmatische Ruf in einem Abschnitt über Friedhöfe in seinem Werk zur Gartenkultur des 20. Jahrhunderts; Migge: Gartenkultur, 1913, S. 50. Migge proklamierte mit seiner Forderung, im Garten habe sich nur die Funktion auszudrücken, den "Tod der Gartenkunst". Dazu und zu Migge allgemein Wimmer: Gartentheorie, 1989, S. 362-368. Nach Plänen von Migge wurde 1917 in Wilhelmshaven ein Ehrenfriedhof für die Marine geschaffen. Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 194; Bergeijk: Necropolis, 1983, S. 81.

⁷⁶ Siehe Campbell: Werkbund, 1989, S. 73-103; Protagonisten waren Hermann Muthesius, der eine Typisierung verfocht, und Henry van de Velde, der für künstlerische Individualität eintrat. Zur Diskussion über Typisierung und Standardisierung in der deutschen Architektur siehe auch Kostof: Architektur, 1993, S. 642.

⁷⁷ Wolfgang König: Massenproduktion und Technikkonsum. Entwicklungslinien und Triebkräfte der Technik zwischen 1880 und 1914. In: Ders./Wolfhard Weber: Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 265-552, hier S. 428-441. Ansätze zu einer Typisierung gab es allerdings in Deutschland auch schon früher, so im Lokomotivbau; siehe Wolfhard Weber: Verkürzung von Zeit und Raum. Techniken ohne Balance zwischen 1840 und 1880. In: Wolfgang König/Wolfhard Weber (Hg.): Netzwerke, Stahl und Strom. 1840-1914. Propyläen Technikgeschichte. Hg. von Wolfgang König. Band 4. Berlin, Frankfurt/M. 1990, S. 11-261, hier S. 183.

⁷⁸ Zu Grässels entsprechenden Intentionen siehe Krieg: Ordnung, 1990, S. 219.

⁷⁹ Zu Vorgeschichte, Personen und Umfeld knapp und allgemein Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 83-90; zeitgenössisch Wenzel: Reichsausschuß, 1927.

⁸⁰ Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 110; Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

⁸¹ Der Reichsausschuß versammelte Vertreter vom Reichsverband der Deutschen Steinindustrie, Verband Deutscher Granitwerke, Verband der Deutschen Granitwerksteinindustrie, Marmorfachverband, Verband deutscher Werksteinbetriebe, Bund der Deutschen Betonwerke, Verband Deutscher Grabplattenfabriken, sowie dem Deutschen Grabmalgewerbe-Verband, ferner aus den entsprechenden Arbeitnehmerorganisationen, aus den Spitzenverbänden der Künstlerschaft, der Vereinigung der Technischen Oberbeamten Deutscher Städte, der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst, dem Deutschen Werkbund, dem Deutschen Bund Heimatschutz, dem Bund Deutscher Architekten, der Tagung für christliche Kunst, dem Reichswirtschaftsverband bildender Künstler, sowie Vertretern der Verwaltung des Verbandes der Friedhofsbeamten Deutschlands, des Reichsverbandes der Deutschen Gartenbaubeamten, der Geistlichkeit. Zugleich stand die Vereinigung in engem Kontakt zum Reichskunstwart. Wenzel: Reichsausschuß, 1927, S. 117.

⁸² Boehlke: Lindner, 1990, S. 102-103.

⁸³ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 87.

⁸⁴ Siehe zu den führenden Persönlichkeiten des Reichsausschusses Boehlke: Lindner, 1990, S. 96.

⁸⁵ Lurz: Mannheim, 1986, S. 37. Wenzel sprach auf dem ersten Deutschen Naturstein-Kongreß im Sommer 1921 in Eisenach.

-
- ⁸⁶ Abgedruckt in Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 118-133.
- ⁸⁷ Lurz: Mannheim, 1986, S. 38. Auch die vom Reichsausschuß forcierte Einführung einer sogenannten Qualitätsmarke in Form eines stilisierten "ZZ" (für "Zulassungs-Zeichen") war noch von dem Wunsch nach dem handwerklich-soliden Unikat gekennzeichnet. In Anlehnung an den Deutschen Werkbund wurde unter Qualität dabei "echter Werkstoff, technisch einwandfreie Bearbeitung und künstlerisch befriedigende Form" verstanden. K. Siegrist: Die Qualitätsmarke. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 139-144, hier S. 140-141.
- ⁸⁸ Eppler: Grabmale, 1992, S. 78.
- ⁸⁹ Hirzel: Einführung, 1927, S. XI. Vgl. auch im selben Band Paul Wolf: Der Friedhof als städtebauliches und architektonisches Problem. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 53-72, hier S. 68.
- ⁹⁰ Zur zeitgenössischen Tendenz der Serialisierung allgemein Detlev J. K. Peukert: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt/M. 1987, S. 164.
- ⁹¹ Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927. In diesem Werk kamen unter anderem Vertreter der Friedhofsverwaltungen, der Kommunen, der Kirchen sowie wirtschaftlicher und beruflicher Interessenorganisationen zu Wort.
- ⁹² Hirzel: Einführung, 1927, S. XI.
- ⁹³ Hirzel: Einführung, 1927, S. XI-XII.
- ⁹⁴ Karl Groß: Grab und Grabmal. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 3-10, hier S. 4; Wolf: Problem, 1927, S. 57 und S. 62. Den Begriff "Gesamtorganismus" verwendet [Paul] Freye: Die gartenkünstlerische Gestaltung von Friedhofsanlagen. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 73-91, hier S. 82.
- ⁹⁵ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 196-197; Wolf: Problem, 1927, S. 62.
- ⁹⁶ Joh. Erbe/[Architekt] Effenberger: Anlage und Pflege der Friedhöfe. Breslau 1926 (2. Auflage), S. 5. Die erste Auflage war 1916 in 10 000 Exemplaren als 5. Flugschrift des Schlesischen Bundes für Heimatschutz erschienen.
- ⁹⁷ Wolf: Problem, 1927, S. 57. Freye fordert im selben Band eine den jeweiligen Umständen entsprechende pragmatische Lösung. Freye: Gestaltung, 1927, S. 74-76.
- ⁹⁸ Grässel: Friedhofsanlagen, 1910, S. 6. Zur Kritik am Parkfriedhof Ohlsdorf siehe auch Scharf: Ausstellungen, 1992, S. 150 (wo auf Kritik an der Dimensionierung, Unübersichtlichkeit und fehlenden "architektonischen Sinn" der Bauten hingewiesen wird) und S. 160 (wo auf Angriffe wegen des Parkcharakters allgemein hingewiesen wird). Andere Kritik bezog sich nicht so sehr auf das Vorbild Ohlsdorf selbst, sondern an dessen Übertragung auf ganz andere Verhältnisse. Die Übertragung der Parkidee mit ihren geschwungenen Wegen auf sehr viel kleinere Flächen war also schon vor dem Ersten Weltkrieg als naiv angegriffen worden. Hannig: Friedhof, 1908, S. 8; siehe auch dort, S. 37. Emil Högg hatte derartige Lösungen schon 1911 als "Brezelwege" verspottet. Zitiert bei Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 80. - Bemerkenswerterweise gibt es Parallelen zwischen diesen Einwänden und der Kritik am Stil des englischen Landschaftsgartens in seiner Spätphase. Diese Spätphase, so heißt es bei Buttler unter dem Stichwort "romantisch-konservative Visionen", "... sprengte aber auch die Grenzen des Landschaftsgartens, indem die überdimensionale Kunstlandschaft den einkomponierten historistischen Gärten und Architekturen nur noch theatralischen Scheincharakter beließ." Weiter heißt es: "... begann die historistische Architekturkulisse

ihren 'Rahmen' zu verlieren und sich als idealisierte Pseudowirklichkeit zu präsentieren." Der "Umschlag der ursprünglich aufklärerischen Freiheitsutopie in eine romantisch-konservative Vision", wie ihn Buttler am Beispiel Lennés und Pücklers verdeutlicht, kündigte schon damals das Ende des Landschaftsgartens in Deutschland an. Buttler: Landschaftsgarten, 1980, S. 194-195 und S. 203.

⁹⁹ So bereits die Kritik von Hannig: Friedhof, 1908, S. 6-8. Zur zeitgenössischen Kritik an Parkfriedhöfen siehe ferner Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 140 (Im ersten, ausführlicheren Teil seines Handbuches behandelt Hempelmann die Gestaltung von Friedhofsanlagen).

¹⁰⁰ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 141.

¹⁰¹ Siehe die Zusammenfassung für Essen bei Schmidt: Essen, 1993, S. 55.

¹⁰² Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 108-139.

¹⁰³ Wolf: Problem, 1927, S. 56.

¹⁰⁴ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, zum Beispiel S. 111 (mit Abbildung einer mustergültig geschnittenen Fichtenhecke).

¹⁰⁵ Hempelmann: Friedhofsgärtnerei, 1927, S. 185-186; Volker Homburg: "Was irdisch an ihnen war, ist ausgelöscht ...". Der Osterholzer Friedhof. In: Frank Thomas Gatter /Mechthild Müser (Hg.): Bremen zu Fuß. 20 Streifzüge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg 1987, S. 285-295, hier S. 285-287 und S. 295.

¹⁰⁶ Schoenfeld: Friedhofsreform, 1994.

¹⁰⁷ Wilhelm Cordes, Architekt des alten Parkteils, war 1917 verstorben.

¹⁰⁸ Zum aufschlußreichen Konflikt um die Gestaltung des Erweiterungsteils siehe Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 41-42.

¹⁰⁹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 42-43. Zum alten, landschaftlichen Teil des Ohlsdorfer Friedhofs siehe Kap. II.1.

¹¹⁰ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 198.

¹¹¹ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211.

¹¹² Schoenfeld: Reform, 1994, S. 57-59; Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211, wo vom "neuen Formenkanon" die Rede ist.

¹¹³ Siehe auch für Mannheim Lurz: Mannheim, 1986, S. 37.

¹¹⁴ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, 1990, S. 211.

¹¹⁵ Leisner/Fischer: Friedhofsführer, 1994, S. 91-93.

¹¹⁶ Seib: Kassel, 1984, S. 46; Pasche: Kassel, 1993, S. 17.

Vorausgegangen war 1925 eine heftige publizistische Kritik am verwahrlosten Zustand des Kasseler Hauptfriedhofs. Pasche: Kassel, 1993, S. 14-15. Auch in Heidelberg wurde Mitte der zwanziger Jahre die "wüste Steinsammlung" im alten Teil des Bergfriedhofs kritisiert und 1928 in einer Gestaltungsvorschrift für die Waldabteilungen z. B. poliertes Material und weißer Marmor untersagt. Ruuskanen: Bergfriedhof, 1992, S. 267-268 (Anmerkung 1).

¹¹⁷ Pasche: Kassel, 1993, S. 15.

¹¹⁸ Die Veränderungen der Grabmalkultur reihten sich auch ein in einen generellen Bedeutungswandel für Denkmäler nach dem Ersten Weltkrieg: "Mit dem Ende der monarchischen Staatsform brachen bestimmte Traditionen ab. Das Denkmal verlor im Bereich der politischen Repräsentation ein Terrain, das es lange wie selbstverständlich besessen hatte." Arndt: Denkmal, 1979, S. 21.

¹¹⁹ Wolf: Problem, 1927, S. 60. Auch Melchert: Friedhofsordnungen, 1929, S. 132, geht auf den Aspekt von Demokratisierung und Sozialisierung im Zusammenhang mit der Typisierung von Grabmälern ein.

-
- ¹²⁰ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 132-133 und S. 137-139.
- ¹²¹ Krabbe: Stadt, 1989, S. 143.
- ¹²² Siehe oben, III.2.
- ¹²³ Zu deren kulturellen Hintergründen und politischen Auswirkungen siehe Jost Hermand/Frank Trommler: Die Kultur der Weimarer Republik. Frankfurt/M. 1988, S. 101-107.
- ¹²⁴ Wolf: Problem, 1927, S. 62.
- ¹²⁵ Zur rationalistischen Architektur im Überblick nicht nur für Deutschland Kostof: Architektur, 1993, S. 650-656. Kostof beschreibt den Prozeß der Rationalisierung eher als allgemeine Tendenz denn als umfassend realisiertes Konzept. Siehe auch John Willett: Explosion der Mitte. Kunst und Politik 1917-1933. München 1981, S. 118-132, der diese Entwicklungen im Rahmen des allgemeinen kulturellen Kontextes behandelt.
- ¹²⁶ Adelheid von Saldern: "Statt Kathedralen die Wohnmaschine". Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne. In: Bajohr u.a. (Hg.): Zivilisation, 1991, S. 168-192, hier S. 173-175.
- ¹²⁷ Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 176. Ganz ähnlich der Friedhofsreform waren übrigens hier die Mittel zur Propagierung derartiger Vorstellungen: Erziehung zum vermeintlich Besseren sollte unter anderem durch Musterausstellungen und Musterwareangebote bewerkstelligt werden. Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 182.
- ¹²⁸ Fisch: Stadtplanung, 1988, S. 128. Zu Funktionalität und Sachlichkeit in Design, Wohnen und Bauen siehe Hermand/Trommler: Kultur, 1988, S. 401-421; zur Architektur Kostof: Architektur, 1993, S. 650-656.
- ¹²⁹ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 163.
- ¹³⁰ Kracauer beschreibt die veränderte Rolle des Menschen am Beispiel von Show-Darbietungen und Massenereignissen ("Tillergirls" in den Kabaretts der zwanziger Jahre, Stadion-Aufführungen): "Sie werden aus Elementen zusammengestellt, die nur Bausteine sind und nichts außerdem. Zur Errichtung des Bauwerkes kommt es auf das Format der Steine und ihre Anzahl an. Es ist die Masse, die eingesetzt wird. Als Massenglieder allein, nicht als Individuen, die von innen her geformt zu sein glauben, sind die Menschen Bruchteile einer Figur." Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse. In: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt/M. 1977, S. 50-63, hier S. 51 (Originalabdruck in: Frankfurter Zeitung, 9. und 10. Juni 1927).
- ¹³¹ Saldern: Rationalisierung, 1991, S. 177.
- ¹³² Miller Lane: Architektur, 1986, S. 126-141.
- ¹³³ Paul Schultze-Naumburg: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Dritter Band. München 1928 (3. Aufl.), S. 134-135.
- ¹³⁴ Hein: Geisterreich, 1992, S. 170.
- ¹³⁵ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 179.
- ¹³⁶ Bajohr: Technokratie, 1991, S. 76-77. Bajohr hält dazu fest, daß diese Politik den "sozialpolitischen Grundgedanken der Daseinsvorsorge" in Frage stellte. Ebd.
- ¹³⁷ Joh. Erbe: Die Verbesserung bestehender Friedhöfe. In: Hirzel (Hg.): Friedhof, 1927, S. 92-109, hier S. 97-99: "Es ist überhaupt bei allen pflanzlichen Verbesserungen in Betracht zu ziehen, daß diese im Verhältnis stehen müssen zu den Mitteln, die für ihre Unterhaltung ausgegeben werden können." (Erbe: Verbesserung, 1927, S. 98-99). Freye: Gestaltung, 1927, S. 80.
- ¹³⁸ Diese Feststellung trifft Heike Schmidt für Essen. Schmidt: Essen, 1993, S. 17.

¹³⁹ Wolf: Problem, 1927, S. 53. Auf die allgemeine Entwicklung der Feuerbestattung wird wegen ihrer besonderen Bedeutung im folgenden Kapitel detailliert eingegangen.

¹⁴⁰ Freye: Gestaltung, 1927, S. 80.

¹⁴¹ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 119.

¹⁴² Hamburger Künstlerrat: Denkschrift des Hamburger Künstlerrates über den Ohlsdorfer Friedhof. Hamburg 1925.

¹⁴³ Hamburger Künstlerrat: Denkschrift, 1925, o. Pag. [S. 3 und 5].

¹⁴⁴ Schoenfeld: Reform, 1994, S. 59.

¹⁴⁵ Hirzel: Einführung, 1927, S. VIII.

¹⁴⁶ Wolf: Problem, 1927, S. 71.

¹⁴⁷ Peukert: Weimarer Republik, 1987, S. 181.

¹⁴⁸ Leisner u.a.: Ohlsdorf I, S. 193 und S. 211.

¹⁴⁹ Franz Werfel: Die Geschwister von Neapel. Frankfurt/M. 1956, S. 195-196 (Erstveröffentlichung 1931).

¹⁵⁰ Für den folgenden Abschnitt möchte ich erneut Gerold Eppler (Zentralinstitut/Museum für Sepulkralkultur, Kassel) danken, der mir wichtige Materialien zur Verfügung stellte und aufschlußreiche Hinweise gab.

¹⁵¹ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

¹⁵² Richtlinien für die Gestaltung des Friedhofs und Musterfriedhofsordnung; veröffentlicht in: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 2. (98.) Jahrgang, Nr. 4, 27. Jan. 1937, S. 114-136. Siehe dazu auch Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88 sowie Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 26.

¹⁵³ Richtlinien, 1937, S. 116.

¹⁵⁴ Ebd., S. 120.

¹⁵⁵ "Merkblatt für die bei Beschaffung und Aufstellung eines Grabmales sowie der Ausgestaltung der Grabstätte zu beachtenden Gesichtspunkte"; in: Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern. Ausgabe A. 6. (104.) Jahrgang, Nr. 14, 2. April 1941, S. 544-546.

¹⁵⁶ Ebd., S. 544.

¹⁵⁷ Boehlke: Reichsausschuß, 1991, S. 88.

¹⁵⁸ Im Arbeitsausschuß vertreten waren Repräsentanten der Reichskammer der bildenden Künste, des Deutschen Gemeindetages, der Künstlerschaft, der Friedhofsverwaltungen, der Arbeitsfront, des Reichsinnungsverbandes des deutschen Steinmetz- und Steinbildhauerhandwerkes sowie des Reichsstandes des Handwerks teilnahmen. Siehe dazu: Gartenkunst 51, 1938, Heft 12, S. 2. Der Sitz des Arbeitsausschusses war Berlin.

¹⁵⁹ Dazu der Bericht in: Gartenkunst 51, 1938, Heft 12, S. 2.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Waldo Wenzel: Auszug aus dem Vortrag zu der Tagung des Arbeitsausschusses für Friedhof und Denkmal am 27. Juli 1939 in Stuttgart. In: Gartenkunst 53, 1940, Heft 2, S. 1-2, hier S. 1.

¹⁶² Aus der AFD ging 1979 das Zentralinstitut für Sepulkralkultur sowie 1992 das Museum für Sepulkralkultur hervor (beide in Kassel). Bedeutendste Persönlichkeit und treibende Kraft in der AFD war von 1959 bis zu seinem Ruhestand Anfang der neunziger Jahre deren langjähriges geschäftsführendes Vorstandsmitglied Hans-Kurt Boehlke. Seit 1956 gibt die AFD die Zeitschrift "Friedhof und Denkmal" heraus.

¹⁶³ Hans-Kurt Boehlke: Die Verwendung des hochglanzpolierten schwedischen schwarzen Granitgesteins auf den Friedhöfen. Hermannsburg 1955, S. 14. Diese Aussage findet sich also in einer Broschüre, die sich ansonsten einem Problem widmet, daß die

Reformer von Beginn an begleitete: dem Streit um den polierten schwarzen Granit.

¹⁶⁴ Valentien: Friedhof, 1953, S. 53 und S. 66 sowie im erweiterten Nachfolgebund Valentien/Wiedemann: Friedhof, 1963, S. 85 und S. 96.

¹⁶⁵ Valentien: Friedhof, 1953, S. 51.

¹⁶⁶ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 217-218 (das Werk bezieht sich zwar hauptsächlich auf ländliche Friedhöfe, geht aber immer wieder auch auf die allgemeine Friedhofsgeschichte ein).

¹⁶⁷ Joachim Diefenbach: Die rechtlichen Voraussetzungen für Gestaltungsvorschriften im Rahmen der "Zwei-Felder-Wirtschaft". In: Friedhof und Denkmal 37, Nr. 6, Dezember 1992, S. 84-88, hier S. 86.

¹⁶⁸ Gaedke: Handbuch, 1992, S. 206-206.

¹⁶⁹ Text bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 717-733.

¹⁷⁰ Text bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 734-752; siehe auch Diefenbach: Gestaltungsvorschriften, 1992, S. 88.

¹⁷¹ Siehe dazu die Zusammenfassung bei Gaedke: Handbuch, 1992, S. 199-208.

¹⁷² Gaedke: Handbuch, 1992, S. 43-44.

¹⁷³ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 31-32; Boehlke: Friedhofsbauten, S. 9. Ausnahmen wie der neue Großraumfriedhof Öjendorf in Hamburg bestätigen nur die Regel. Ebd.

¹⁷⁴ Boehlke: Gemeindefriedhof, S. 29 (der hier wiederum auf allgemeine Entwicklungen abzielt).

¹⁷⁵ So beispielsweise auf dem 1977 eröffneten Westfriedhof Rostock; siehe Stefan Neubauer/Claus Lang: Die Friedhöfe von Rostock. In: Landschaftsarchitektur, 25. Jg., Heft 2/1995: Schwerpunktthema Friedhöfe, S. 23-24.

¹⁷⁶ Valentien/Wiedemann: Friedhof, 1963, S. 19-20.

¹⁷⁷ Siehe Kapitel V.3.a.